P. o. germ. 651a
(2

<36602250720014

<36602250720014

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 651 a/2

Hist. Lit. German. p. 958.

Die schöne Litteratur Deutschlands,

während

des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Zweiter und letzter Theil.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1813.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Leser.

Die Darstellung der schönen Litteratur der Deutschen während des achtzehnten Jahrhunderts, die ich in der Ostermesse 1812 dem Publikum übergab, ist mit einer so freundlichen Theilnahme aufgenommen worden, daß ich mich dadurch nicht etwa zu einer müssigen Behaglichkeit, sondern vielmehr zu neuer Arbeit, in Beziehung auf jenes Werk, veranlaßt fühlte. Ich erkannte zwei Mängel an demselben, die in naher Verwandtschaft mit einander, gar wohl eine Veränderung und Verbesserung zulassen. Eines Theils waren manche

deutsche Dichter und Prosaisten mit einer fast epigrammatischen Kürze behandelt worden, so daß man sich wohl nach einer gewissen epischen Ausführlichkeit und dem weiteren Auszeichnen der schriftstellerischen Charaktere sehnen konnte. Andern Theils vermißte ich selbst manche wirklich schätzbare, so wie noch mehrere, wenigstens in temporärer Beziehung, nicht unwichtige Schriftstellernamen gänzlich, und es war voraus zu sehen, daß auch dem Leser, besonders dem genaueren, jene Auslassungen bemerkbar werden müßten. So nun, nachdem ich jene beiden Mängel erkannt hatte, dachte ich auf Ergänzungen und Nachträge, die, da ich nunmehr die höchstmögliche Vollständigkeit vor Augen hatte, dergestalt anwuchsen, daß sie ein ganzes Buch bilden, welches, unmittelbar sich anschließend an jenes frühere Werk, als dessen zweiter und beschließender Theil zu betrachten ist.

Wenn es, nach einem alten Ausspruche, verstattet ist, sich des Fleißes zu rühmen, so

darf ich allerdings sagen, daß man ihn in beiden Theilen dieser Schrift nicht werde zu verkennen im Stande sein, so wie ich denn auch des heitern Glaubens bin, daß die eigne und entschiedne Ansicht, die sich in dem ganzen Buche freundlich mittheilt, hie und da einige Ideen geben und wecken könne, und besser sei als das stete Wiedersagen des schon Gesagten, welches zuletzt in ein betrübt unendliches Wiederholen des wiederholten Wiederholten u. s. f. übergehen kann.

Die bestimmte Ansicht von der Nothwendigkeit einer Litteraturgeschichte der Deutschen während eines so sehr bedeutenden Jahrhunderts, und der Umstand, daß wir in der That noch keine hatten, veranlaßte mich, meine Kraft zu wenden an die Hervorbringung dieses Werks. Wer je etwas Aehnliches gewollt hat, wird die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ein solches Unternehmen mit sich bringt; aber, wie im Leben, so in der Wissenschaft und Kunst, wächst die

Liebe mit den Hemmnissen, die besiegt werden sollen.

Ich schließe mit dem innigen Wunsche, daß der Schriftsteller bald aufstehen möge, der uns eine Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts geben kann, welche die meinige weit übertrifft. Ich hoffe dann der Erste zu sein, der ihm freudig dafür den Kranz reicht.

Berlin, am 10. Januar 1813.

Franz Horn.

Inhalt,

nebst dem Namenverzeichnisse sämtlicher in diesem zweiten Theile angeführten Schriftsteller.

Von der Gröben. § 1.
Nachtrag zu Thomasius. § 2.
Tenzel. § 3.
Lassenius und P. Müller. § 4. 5.
Riemer. § 6.
Menke. § 7.
Schmolk. § 8.
Stolle. § 9.
Nachtrag zu Neukirch. § 10. 11. 12. 13.
Zu Leibnitz. § 14.
Zu Feind. § 15. 16.
Zu Postel und Wernack. § 17. 18.
Zu Hunold. § 19. 25.
Zu Pietsch. § 21.
Bemerkungen über das Theaterwesen der Deutschen zu Anfange des Jahrhunderts, mit Hinsicht

auf die früheren Zeiten. Recitirendes Schauspiel. § 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28.
Deutsche Opern. § 30.
Gottsched's Bemühungen für das deutsche Theater. Angabe des Inhalts und Kritik der durch ihn herausgegebenen deutschen Schaubühne. § 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.
Zu Günther. § 41. 42. 43. 44.
Picander. § 45. 46.
Wochen- und Monatsschriften, deren Ursprung und Fortgang. § 47. 48. 48. 50. 51.
Corvinus. § 52.
Zu v. König. § 53.
Mangel an bedeutendem Stoff bei den Dichtern. Gelegenheitspoesie. § 54. 55. 56. 57.
Zu Bodmer. § 58.
J. A. Schlegel. § 59.
Youngs Einfluß auf den Geschmack der deutschen Dichter. Nachahmungen. § 60. 61. 62. 63.
Zu von Creuz. § 64. 65.
Abbt. § 66. 67.
Hirschfeld. § 68. 69. 70.
Stephanie der Jüngere. § 71.
Von Sonnenfels. § 72. 73.
Klotz. § 74. 75. 76. 77.
Allgemeine Bemerkungen in Beziehung auf die Geschichte der weiteren Ausbildung der deutschen Litteratur. § 78. 79. 80. 81. 82.
Zu Bürger. § 83.
Maler Müller. § 84. 85. 86. 87.
Jung-Stilling. § 88. 89. 90. 92. 92.
Eschenburg. § 93. 94. 95. 96.

Von Gemmingen. § 97. 98.
Anton Wall. § 99. 100. 101.
Schink. § 102.
Wetzel. § 103. 104.
Sophie la Roche. § 105.
Forster. § 106. 107. 108. 109. 110.
Spieß. § 111. 112.
Fr. Schulz. § 113.
Langbein. § 114. 115. 116.
Ueber die Robinsonaden. § 117. 118.
F. A. Müller. § 119. 120. 121. 122.
C. G. Cramer. § 123. 124.
Leonh. Wächter. § 125. 126.
Starke. § 127.
Grosse. § 128.
Benkowitz. § 129.
Demme. § 130.
Hebel. § 131. 132.
Hagemeister. § 133.
Hagemann. § 134.
Vulpius. § 135. 136.
Von Soden. § 137.
Feßler. § 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144.
Ziegler. § 145.
Kratter. § 146. 147.
Schikaneder. (nebst Bemerkungen über die romantische Oper) § 148. 149. 150. 151.
Klamer Schmidt. § 152.
Großmann. § 153. 154.
Zschokke. § 155. 156. 157.
Max Roller. § 158.
Bretzner. § 159. 160.

Schlenkert. § 161. 162.
Von Oertel. §. 163.
Stampeel. § 164.
Neubeck. § 165. 166.
Overbeck. § 167.
Schmidt. § 168.
Bouterweck. § 169. 170. 171. 172.
Nachtrag zu dem Verzeichniß der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. § 173.

§. 1.

Otto Friedrich von der Gröben gab im Jahre 1700 ein großes poetisches Werk, das den Titel führt: „Bergonens und seiner tugendhaften Areteen Lebens- und Liebesgeschichte.“ Das Gedicht ist eine fortgehende Allegorie des menschlichen Lebens, das hier einfach und gut mit einer Reise in das gelobte Land und zum heiligen Grabe vorgestellt wird. Das Unglück tritt auf als ein Bruder der Tugend, der hier den Namen Sfortunian führt. Wie oft dergleichen fortgesetzte Prosopopöien späterhin nachgeahmt worden sind, ist Jedermann zur Genüge bewußt.

Das Geburts- und Todesjahr dieses Dichters ist unbekannt, welches um so auffallender sein muß, da er aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Preußens entsprossen ist.

§. 2.

(Zusatz zu S. 8.)

Thomasius ist bei dem größeren Theile der Deutschen nur sehr oberflächlich gekannt.

Es ist das Gerücht zu ihnen gekommen, er habe gegen die Hexenprozesse und den in denselben nur zu häufig vorkommenden Teufel, der hier meistens eine klägliche Rolle spielt, mit Eifer gesprochen und geschrieben. Man schlägt aber dieses Verdienst denn doch ein wenig zu hoch an, indem dergleichen phantastische Fratzen (dazu waren sie im protestantischen Deutschland zu seiner Zeit allerdings schon geworden) auch wohl ohne ihn gar bald würden gänzlich gesunken sein. Weniger weiß man, oder will es nicht wissen, daß er das gründliche Studium alter Sprachen ohne Scheu für abgeschmackte Pedanterie erklärte, daß er die Kebsehen entschuldigte, daß er behauptete, die Vielweiberei sei dem natürlichen Recht durchaus nicht zuwider, daß er selbst der willkührlichen Gewalt der Fürsten schmeichelte, und daß endlich, was den Geschmack betrifft, eine solche Finsterniß in ihm herrschte, daß er den Lohenstein für besser erklärte als sechs Virgile. Für die Berühmtheit seines Namens hat die große Anzahl seiner damaligen Gegner am meisten gewirkt, unter denen sich allerdings gar manche fanden, zu deren Besiegung selbst mittelmäßige Kräfte hinreichten. Es sind hier zu nennen: Alberti, Carpzow, Masius, Placcius, Gabriel Wagner, Tentzel, Tschirnhausen, Praschius,

Johann Friedrich Mayer, Albrecht Christian Rothe, Ludwig Stolze, Breithaupt, Fecht, Reinbeck (ohne Zweifel einer der gründlichern und edlern), Edzardi, Justinus Meyer, Albrecht, Joachim von Krakewitz, Johann Andreas Grammlich, u. s. w. Wäre man heut zu tage allgemeiner und genauer unterrichtet über die Art, wie mehrere dieser Streitigkeiten geführt wurden, so würde man vielleicht weniger Aufheben von der Polemik der neueren Schriftsteller machen.

Zum Schlusse muß hier noch des Umstandes gedacht werden, daß Thomasius der streng wissenschaftlichen Methode Wolf's sehr abgeneigt war: ein Umstand der allerdings ein neues Licht auf ihn wirft.

§. 3.

Wilhelm Ernst Tenzel, geb. 1649, gest. 1707, gehört freilich, wenn man es mit den Jahrszahlen genau nehmen will, mehr in das siebzehnte als in das achtzehnte Jahrhundert; da er aber für das letztere bei weitem mehr gewirkt hat, als für das erstere, so möge er auch hier eine Stelle einnehmen. Nachdem er mehrere grundgelehrte und steife Werke geschrieben hatte, z. B. de Phoenice, de Polycarpo, de Apophthegmate Ignatii, u. s. w., die aber kein

sonderliches Aufsehn erregt hatten, weil es damals eben nichts Neues war, grundgelehrt und steif zu sein, so schlug er mit einem male um, und suchte den Beifall des größeren Publikums durch eine gewisse behagliche Flachheit zu erringen, und in der That lächelte das Glück einem so humanen Streben. Obwohl feindlich gesinnt gegen den Thomasius, strebte er ihm dennoch nach, und schrieb das Journal: „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern." (1689 bis 1706) die „curieuse Bibliothek," versah mit Anmerkungen die „Paquete aufgefangener Briefe" u. s. w. Auf diesem Wege konnte freilich die Berühmtheit nicht ausbleiben, und die Unsterblichkeit wurde ihm von mehreren Seiten gleichsam in das Haus getragen. Nach Berühmtheit strebte er denn auch, so sehr, daß ihm jeder litterarische Streit, der nur einigermaßen Aufsehen machte, willkommen war. Auf das Publikum hat er gar sehr gewirkt, und sein kritisches Journal ist nicht selten, obwohl meistens ohne ihn zu nennen, von den folgenden Zeitschriftstellern zum Muster genommen worden *).

---

*) Dennoch gehört auch dieser Schriftsteller zu den vielen Deutschen, welche während ihres ganzen Lebens, trotz aller Gelehrsamkeit und Vielschreiberei, mit drückender

Wer ihn heutzutage noch liest — und man sollte ihn wegen mancher brauchbaren literarhistorischen Notizen und Bemerkungen nicht ganz versäumen — wird freilich abgeneigt sein müssen, ihn für ein bedeutendes Haupt anzuerkennen, doch immer gern gestehen, daß er, verglichen mit der Mehrheit der jetzigen Journalisten, als ein wahrer Heros in Hinsicht der Gelehrsamkeit, des Fleißes und Nachdenkens erscheint.

§. 4.

(Zusatz zu S. 13.)

Lassenius. (Vorname, Geburtsort und Todesjahr sind unbekannt; doch fällt seine literarische Wirksamkeit in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.)

Wenn fast sämmtliche deutsche Redner des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in unendlicher Weitschweifigkeit, und in den langathmigsten, Brustverletzenden Perioden sich vernehmen ließen, so ist Lassenius schon um deswillen merkwürdig, weil er und Gottfried Polycarp Müller, als die einzigen genannt werden, die den entgegengesetzten Weg

---

Armuth zu kämpfen hatten, und es wird als eine betrübte Merkwürdigkeit angegeben, daß er bei seinem Sterben nicht mehr als 30 Thaler hinterließ.

einschlugen, und sich der möglichsten Kürze nnd Gedrängtheit im Styl befleißigten. Schade nur, daß Lassenius die schöne Gedrängtheit der Sprache, mit der Zerschnittenheit verwechselte, und diese formlose Zerhacktheit eben für das Rechte zu halten schien. In Gottscheds ausführlicher Redekunst (5te Auflage, Leipzig 1759) findet sich folgende in der That merkwürdige Stelle, aus einem seiner geistlichen Werke, die seinen Styl klar zeigt: „Ein Christ sieht den Tod in diesem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm ist, lässt er ihm. Das Beste wählet er. Sein Grausen trägt der Tod nur vorn. Hinten ist er ganz lieblich. Es ist ein Wagen der zu Gott fährt. Die Rosse sind schnaubende wilde Thiere, gleichwol sitzt man wohl darauf. Ist der Weg gleich krumm, führet er doch zum rechten Zwecke. Ist der Wagen nicht bequem genug? Der Führer ungestüm? Wie bald geht's über! Ist man einmal daheim, achtet man der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Bot. Bringt er gleich sein Gewerb nicht mit süßen Worten an; was schadets? er rede wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen hat, muß man für genehm halten. Vorhin war der Tod mein Feind.

Jetzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Jetzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers iu der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führte mich zur Finsterniß. Jetzt mein Engel. Er führte mich zum Lichte. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Jetzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frei." (S. Lassenii Sionitische Erquickstunden. Th. II., S. 15.)

§. 5.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese in lauter Stückchen gebrochene Schreibart, besonders auf die Länge, Misbehagen erwecken müsse, dennoch wäre es sehr zu wünschen gewesen, wenn die Deutschen auf diesem Wege hätten fortfahren wollen. Es ist fast, als müsse der seichte Schriftsteller, der sich zu einem solchen Style zwänge, sich selbst in seiner Seichtigkeit erkennen, denn dieser Pseudo-Lakonismus ist wenigstens ehrlich, da im Gegentheil der geschweifte Stylist einen Nebel um sich zieht, der wenigstens ihn selbst täuscht, doch auch ihn um so ungenießbarer macht. Einzeln dahin schwimmende Blüthen und Blätter gewähren wenigstens einen erträglicheren Anblick als mühselig in einander gewundenes dürres Stroh.

Nähere Nachrichten von Lassenius Leben und Schriften vermag ich nicht zu geben, da die mir zugänglichen literaturhistorischen Schriften durchaus keine Auskunft von ihm geben. So kann ich auch von dem obengenannten Müller nur die kurze Nachricht mittheilen, daß er, außer geistlichen Erquickstunden, einen Abriß der gründlicheu Oratorie geliefert hat, der aber billig verdächtig erscheinen muß, da Gottsched ihn in Gesellschaft von Benjamin Neukirchs deutschen Briefen, die sonst wohl niemand loben möchte, als Muster anpreiset.

§. 6.

Tief unter Lassenius steht der überschwengliche Lobredner Riemer, der über den wahrhaft großen, edel bescheidenen Friedrich Wilhelm, Kurfürsten von Brandenburg, folgendes zu Tage gefördert hat: „Sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen, und nur der Anfang zu seinem Preise, daß seines Gleichen nie gehöret worden. Die Thaten Cäsars sind Kinderspiele gegen seine Kriege; der berühmte Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diese Quelle des Kriegslichts. Hannibals Heldenübungen gegen die Expeditiones unseres Großfürsten sind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer

hätten unter ihm, zu Felde und in Belagerungen, kaum Unterofficire bedeuten können."

Lehms, Wenzel, Königsdorf u. s. w. stimmen oft in einen ähnlichen Ton, doch bleibt N. unerreichbar.

§. 7.

Johann Burchard Menke, geb. 1675, gest. 1732. Wichtiger durch das, was er als angesehener öffentlicher Lehrer und bedeutender Geschäftsmann wirkte, als durch seine literarischen Werke, obwohl manches in seiner Charlataneria eruditerum noch keinesweges veraltet sein dürfte. Er ist der Stifter und Urheber der gelehrten Zeitungen in Deutschland, und, durch ihn geweckt und belehrt, bildete sich bereits im Jahre 1697 die Görlitzische poetische Gesellschaft, die sich 1722 durch eine öffentliche Schrift: de instituto societatis philoteutonicae unter seine unmittelbare Leitung begab. Er war es ferner, der den Grund legte zu der im Jahr 1728 gestifteten deutschen Gesellschaft zu Leipzig, welcher er bis zu seinem Tode vorstand, wo dann der Abt Mosheim diese Stelle übernahm. Seine Zeitgenossen haben ihn sehr hoch gehalten, und als einen bewährten Richter in allem, was nur irgend Beziehung auf schöne Wissenschaften haben mochte, anerkannt. Unter dem Namen

Philander von der Linde schrieb er vier Bände Deutscher Gedichte, die gleich unerquicklich im ernsthaften wie im scherzhaften Ton, dennoch fast allgemein gelobt, die poetische Armuth jener Zeit leider nur zu deutlich erkennen lassen.

Seine anderweitigen Verdienste mögen indeß stets die verdiente Anerkennung finden, und nicht vergessen werden, daß er für die Cultur der Deutschen Sprache, so wie für die Aufmunterung talentvoller Schriftsteller rühmlich gewirkt hat.

§. 8.

Benjamin Schmolk, geb. 1672, gest. 1737. Die Blüthe der geistlichen Poesie in Deutschland fällt in das siebzehnte Jahrhundert, und hat sich hinterher nie wieder zu jener Entschiedenheit und Natürlichkeit erhoben, wenn auch Kraft und Tiefe noch bei manchem Neueren anzutreffen war. Unter diesen Späteren hat vielleicht keiner ein so ausgebreitetes Publikum gefunden als Schmolk, ob er gleich nur ein Nachhall, oft nur ein schwacher Nachhall, von Gerhard, Flemming, Gryph und so weiter ist. Sein Eigenthümliches ist eine oft nicht erfreuliche Süßlichkeit, wodurch er dem sonst löblichen Streben, jeden geistlichen Begriff in eine sinnliche Anschauung und herzansprechendes Bild zu ver-

wandeln, sehr geschadet, und in neueren Zeiten, worauf indessen nicht viel ankommen dürfte, Spott und Hohn davon getragen hat. Die Titel seiner Schriften tragen fast sämmtlich den Schein der Geziertheit, doch ist er vielleicht durch den Geist seiner Zeit, die sich nicht selten in kindlichen Spielen mit frommen Phantasien und Worten gefiel, zu rechtfertigen. Sie lauten: „Lustiger Sabbath in der Stille zu Zion,“ „Freudenöl in Traurigkeit,“ „das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz,“ „eines andächtigen Christen allerheiligste Andachtsflammen,“ „andächtiger Herzen Betaltar zur allerheiligen Dreifaltigkeit,“ „schöne Kleider für einen betrübten Geist,“ u. s. w.

Den meisten Einfluß auf ihn scheint das Studium der Schriften des bekannten Christian Scriver (geb. 1626 gest. 1693) gehabt zu haben, dessen „Seelenschatz,“ „Arznei der Betrübten,“ „wohlvergnügte Seelenruh,“ und „rechtgläubiger Christen seelige Brüderschaft“ u. s. w. während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch sehr viel gelesen wurden und Erbauung gewährten. In der Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts wird von diesem merkwürdigen Schriftsteller ausführlicher die Rede sein.

§. 9.

Gottlieb Stolle, geb. 1673, gest. 1744. Wie es scheint, war es zuerst drückende Armuth, welche ihn zur Schriftstellerei veranlaßte,*) so wie man denn auch wohl in diesem Umstande den Grund seiner so vielseitigen und eben deshalb nicht selten oberflächlichen literarischen Thätigkeit finden mag. In der That schrieb er fast über alle Fächer des menschlichen Wissens: historische, besonders literaturgeschichtliche, mythologische, theologische, juristische, medizinische (eine Anleitung wenigstens zur Historie der medizinischen Gelahrtheit), rhetorische und poetische Werke. Nur in Beziehung auf die letzteren ist er hier zu betrachten. Als Dichter schrieb er unter dem Namen Leander aus Schlesien, und gab unter andern den fünften und sechsten Theil von „des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Teutschen auserlesenen Gedichten.“

In der Vorrede tadelt er sowohl die großen Lobredner, als auch die Tadler der Poesie, woraus denn der betrübte Satz hervor zu gehen

*) Jöcher erzählt in seinem Gelehrtenlexicon (Th. IV. S. 856.), daß St. eine geraume Zeit sich bloß mit trokkenem Brodte behelfen mußte.

scheint, die Dichtkunst sei eigentlich eine mittelmäßige Sache, und man müsse in Beziehung auf sie völlig neutral bleiben. Nach einer so kläglichen Ansicht sollte man von ihm allerdings noch weniger erwarten, als er wirklich leistete. Unter seinen Gedichten, die er selbst fast alle „galant“ nennt, sind viele schlechte, rohe oder gezwungene Verse, und ob man es ihnen gleich wohl ansieht, daß er sich mit gutem Fleiß und löblicher Anstrengung auf die Verliebtheit und Zärtlichkeit gelegt habe, so will es ihm denn doch nicht immer glücken, unter dieser Schäfermaske anständig oder witzig zu erscheinen. Eine Eigenschaft wohnt ihm indeß bei, auf die er sich etwas zu Gute thun darf: die Kürze, welche fast alle seine poetischen Versuche bezeichnet. Einige der bessern sind, da sie fast gänzlich verschollen waren, in dem Taschenbuch Luna für 1805 (S. 262 bis 66.) mitgetheilt worden. In den letzten vierzehn Jahren seines Lebens war Stolle Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in Jena, deren Schriften er heraus gab.

§. 10.

(Zusatz zu S. 16.)

Benjamin Neukirch, geb. 1665, gest. 1729. Er machte sich zuerst bekannt durch die Herausgabe des Lohenstein'schen Arminius, den er mit

ausschweifenden Lobgedichten auf den Verfasser begleitete (1685), so wie überhaupt seine frühere Poesie nichts weiter war, als ein schwacher Nachhall jenes Breslauischen Choragus. Da er sich nun mehrere Jahre mit jener schwülstigen, von aufgeraffter Gelehrsamkeit starrenden Schreibart befaßt hatte, so wurde er ihrer endlich überdrüssig, und wollte es einmal auf eine andere, ihm natürlicher scheinende Weise versuchen. Er erklärte deshalb im Jahre 1700, in einem Hochzeitgedichte, welches er nach Breslau zu senden hatte, seine gänzliche ästhetische Bekehrung. Dieses Gedicht ist bei den damaligen und später folgenden Dichterpartheien so berühmt geworden, und so oft mit Ruhm oder Tadel belegt, daß eine Literaturgeschichte nicht wohl davon schweigen darf. Es beginnt folgendermaßen:

„Ihr Musen helft mir doch, ich soll schon wieder singen,
Und ein verliebtes Paar in Teutsche Verse bringen:
Und zwar in Schlesien. Ihr kennt dies Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie vor Budorgis sich
Zum Theil an mir ergetzt. Jetzt scheinen meine Lieder

Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehr als sonst
zuwider.
Mein Reim klingt vielen schon sehr matt und
ohne Kraft,
Warum? Ich tränk' ihn nicht in Muskatellersaft,
Ich speis' ihn auch nicht mehr mit theurem Am-
brakuchen,
Denn er ist alt genug die Nahrung selbst zu
suchen.
Zibeth und Bisam hat ihm manchen Dienst ge-
than:
Nun will ich einmal sehn, was er alleine kann.
Alleine fraget Ihr? Ja, wie gedacht, alleine,
Denn was ich ehmals schrieb, war weder mein
noch seine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwa anderswo den Tacitus bestohlen.
Auf diesem schwachen Grund, ich sag' es unver-
holen,
Baut' ich von Versen oft damals ein ganzes
Haus
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus."

§. 11.

Er erklärt es sodann ehrlich, daß er der Abgeschmacktheiten selber lachen müsse, daß sie aber dennoch gefallen hätten, und man ihn sogar dem Opitz vorgezogen habe, den er doch

noch lange nicht erreichen könne. Er beschreibt ferner, wie sauer ihm jetzt das Dichten sei, seitdem er den Horaz gelesen, der den Poeten so viel Last aufgelegt habe. Ehedem sei es ganz anders und leicht gegangen.

„Kommt, sprech' ich ofter mals, Gold, Marmel und Porphyr,
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir,
Ihr seid mir viel zu theur bei diesen schweren Jahren,
Ich habe jung verschwendt, ich will im Alter sparen."

Er findet sich dann in den Gedanken, daß seine Verse jetzt den Schlesiern nicht mehr gefallen werden, und kommt endlich auf das Paar, welches er besingen will, dem er das zweideutige Zeugniß giebt, daß bei dessen Liebesgluth Kupidens blinder Rath nicht das Geringste gethan habe, so wie denn überhaupt Kupido und Venus nichts anders als „gemalte Fabelgötzen" seien. Er preist sie glücklich, daß sie beide schon wissen, wie man sich vermählen müsse, und deshalb kein Kind (Amor) zum Führer zu erwählen brauchen; überhaupt rühmt er ihnen nach, daß sie bereits bei Jahren seien, wo man nicht mehr leicht an die Ueberschwenglichkeit der Lieb

glaub

glaubt *). — Und dieses Gedicht, gegen dessen vollendete Plattheit, jeder Lohensteinische Schwulst wahrhaft erfreulich und anziehend ist, hat man nicht bloß zu der Zeit als es erschien, vortrefflich gefunden, sondern noch volle sechszig Jahre darauf in Lehrbüchern und ästhetischen Lexicis angepriesen!

§. 12.

Neukirch schrieb der Gedichte gar viele, unter denen auch manche Satiren sind, ferner: Galante Briefe, eine poetische Uebersetzung von Fenelons Telemach, und eine Lobrede auf die berühmte Königin von Preußen Sophie Charlotte, welcher letztere Panegyrikus von der Leipziger Poeten-Sekte als ein Muster deutscher Rhetorik bewundert worden ist.

Könnte indeß irgend ein äußerer Umstand die Kritik gefangen nehmen, so dürfte vielleicht bei N. ein solcher eintreten. Fast sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Kampf mit der drückendsten Armuth, und selbst seine Kenntnisse, sein Fleiß, und seine poetischen Bemühungen konnten die gemeinsten Sorgen des Lebens nicht

*) S. des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, Theil VI., Leipzig, 1709. S. 101 ff.

von ihm abwehren. Er lebte mehrere zwanzig Jahre in Berlin, in ewiger Bemühung, ein Amt zu erhalten. Es verging fast kein Fest bei Hofe, welches er nicht besang, er pries in gar vielen Gedichten den Kurfürsten Friedrich III., nachmaligen ersten König von Preußen; aber es scheint, als sei dies alles dem gefeierten Manne nicht zu Gesicht gekommen, denn der sonst bekanntlich milde und freigebige Fürst hat nie etwas für ihn gethan. Neukirch klagt oft über das stete Misgeschick das ihn plage, dennoch verließ er Berlin nicht, welches er überaus geliebt zu haben scheint, und wenn er auch stets sich in der Hoffnung auf die Hülfe des Fürsten getäuscht sah, so wurde dennoch seine Verehrung und Liebe für ihn nie geringer. Er spricht dieses Gefühl recht häufig, besonders aber in einem Gedichte bei Gelegenheit der Aufführung der Statue des großen Kurfürsten nicht ohne Weichheit aus. Nachdem er den König unendlich gelobt, klagt er, daß, während sich alle seiner Milde erfreuten, nur er verlassen bleibe, und schließt dann:

„Doch thue was Du willst, ich ändre nicht den Sinn,
Ich liebe dennoch Dich, ob ich gleich elend bin,
Heiß mir, wenn Dir's gefällt, bei wilden Mohren leben,

Ich will bei Mohren auch Dein wahres Lob erheben.
Versage mir das Brodt, das von der Tafel fällt;
Ich singe dennoch fort. Ja, ich will, großer Held,
Sollt' ich noch ärmer sein, sollt' ich auch Hungers sterben,
Doch die Unsterblichkeit durch Deinen Ruhm erwerben."

§. 13.

Wie man auch über diese Gesinnung und die Art sie auszusprechen denken möge, sie zeigte sich wenigstens ehrlich; denn N. hat nie aufgehört Friedrichen zu besingen, und es kann keinesweges als Lohn angesehen werden, daß er endlich eine Professur bei der neu angelegten Ritterakademie in Berlin erhielt, denn diese Stelle war ohne Gehalt. Nach des Königs Tode ging er als Unterhofmeister des Erbprinzen nach Anspach, wo er endlich durch die Uebersetzung des Telemach den Hofrathstitel erhielt, und den Rest seines Lebens unter erträglichen Umständen zubrachte.

Die letzte Ausgabe seiner Gedichte erschien zu Regensburg 1744. Früherhin, im Jahre 1727, hatte ein überaus schlechter Reimer, Namens Hanke, die Neukirchischen Satiren, ohne

Erlaubniß des Verfassers, einer Sammlung seiner eignen poetischen Versuche einverleibt.

§. 14.

(Nachtrag zu S. 24.)

Auch den großen Leibnitz drückt der gerechte Vorwurf, daß er nicht selten seine eigene Schriftstellerwürde, und, was noch mehr ist, die Würde seiner Nation, in Beziehung auf das Ausland, vergessen habe. Ein solcher Vorwurf muß bewiesen werden, und so stehe hier denn der traurige Beleg. Huetius hatte, im Anfange der siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, die Besorgung einer Ausgabe der alten klassischen Schriftsteller, zum Gebrauche des Dauphin, übernommen. Die Arbeit wurde unter manche bedeutende Gelehrte vertheilt, und auch Leibnitz nicht vergessen. Er ging den Antrag ein, bat aber, daß man ihm einen Autor anvertrauen möge, bei welchem er als Philosoph sich zeigen könne. *) Er wählte sich mit großer

*) Er gab bei dieser Gelegenheit der Philosophie das Beiwort der gesunden, eine Bezeichnung, die in seinem Munde sich allerdings gar wohl ausnimmt; heut zu Tage aber, nicht selten als Euphemismus für „Gemein" gebraucht wird. Ueberhaupt ist leider dann am meisten von Gesundheit die Rede, wenn die Mehr-

Bescheidenheit den Martianus Capella, den er als einen geistreichen Schriftsteller anerkannte. Seine Arbeit ist leider verloren gegangen, nicht aber ein Brief, den er bei dieser Gelegenheit an den Huetius schrieb, obwohl man gar sehr wünschen möchte, daß irgend ein Zufall ihn vernichtet haben möchte. Da ihn aber leider auch die Sylloge nova epistolarum varii argumenti (volumen I. libros 3. priores continens, Norimbergae impensis hered. Felseckeri 1760) aufgenommen hat, so würde es doch vergeblich sein, ihn ignoriren zu wollen. Es heißt hier: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est? Wollen wir ihm auch das erste Punktum, in welchem er sich selbst so großes Unrecht thut, vergeben, so ist ihm doch das Zweite, in welchem er ein so klägliches kleinlautes Wort über eine ganze edle und geistreiche Nation ausspricht, durchaus nicht zu verzeihen,

---

heit sich krank fühlt, und dennoch, hochmüthig wie immer, mit Kraftgefühl sich brüstet.

wie denn auch bereits Lessing, in den Litteraturbriefen (Th. IV. S. 354.) etwas Aehnliches geäußert hat.

§. 15.

(Nachtrag zu S. 30.)

Barthold Feind, geb. 1664, gest. 1721. Dieser Schriftsteller gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in unserer Litteratur. Bei einer nicht gewöhnlichen Anlage zur Philosophie, die sich indessen mit der steten Hinneigung zu einer trüben Gattung von Mystik schlecht vertrug, scheint sich zuletzt noch ein mit jenen Bestrebungen schwer zu vereinigender, unglückselig verworrener Eifer für die Politik seiner bemächtigt zu haben, der bei der Ohnmacht, in der er sich befand, seinen Träumen Realität zu geben, eine Art von Wahnsinn in ihm erzeugen mochte, von dem sich allerdings Spuren in seinen Werken nachweisen lassen. Die Richtung für Politik gewann er wahrscheinlich auf einer Reise durch Frankreich und Italien, dann trat er in Schwedische Dienste, ward aber bald darauf (über das Wie und Warum herrscht gänzliches Dunkel seiner Freiheit beraubt, und endete sein Leben im Gefängnisse.

§. 16.

Unter seinen Gedichten (Stade 1708) sind

zwei besonders merkwürdige. Das eine, 36 Seiten stark, führt die Ueberschrift: „Die vornehmsten Weltweisen,“ und giebt ein rühmliches Zeugniß von seinem Fleiße in der Geschichte der Philosophie, indem er hier die Darstellung jedes bedeutenden älteren und neueren philosophischen Systems versucht hat, wobei wir zuweilen die Gewalt der Sprache, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden, achtend anerkennen müssen.

Das zweite ist ein Hochzeitgedicht, und zwar vielleicht das seltsamste, das je verfertigt worden ist. Er fängt an von der Erschaffung der Welt aus dem Chaos, wobei er bald dem Griechischen, bald dem Hebräischen Mythus folgt, dann fallen ihm die ersten vierzehn Verse aus dem Evangelium Johannis ein, und er sucht sie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Spinoza, Jordanus Bruno u. s. w. und erst ganz am Schlusse besinnt er sich, daß er eigentlich nur zu einer Hochzeit Glück wünschen wollte. — Man findet dieses merkwürdige Poem in der Sammlung der sogenannten Hoffmannswaldauischen Gedichte, Th. VII.

Von seinen Opern werden weiter unten einige angeführt werden.

§. 17.

Christian Heinrich Postel, geb. 1658, gest. 1705. Wir besitzen von ihm unter andern eine Oper: „Die listige Juno," zu der ihm ein Theil des vierzehnten Buchs der Ilias den Stoff gegeben hatte. Das Gedicht ist überaus hart und trocken, und geht fast unter in den unmäßig steif gelehrten Anmerkungen, um deretwillen der Text allein geschrieben worden zu sein scheint. Ferner: Gemüthsergötzungen, in einigen Singgedichten, des Koluthus geraubte Helena, aus dem Griechischen übersetzt (ungedruckt), ein widrig schwülstiges Heldengedicht „Wittekind," das 1724 von Weichmann herausgegeben ward, der es dem befreiten Jerusalem weit vorzuziehen wagt, und mehrere Opern. Alle diese Schriften verrathen einen blinden Verehrer und mühseligen Nachahmer Lohensteins, einen qualvollen Dichter, dem es überall nur um das aufgeschwemmteste Pathos und die strotzendste Gedunsenheit zu thun ist. Da er aber in dieser Hinsicht fast beispiellos und alle übertreffend dasteht, so konnte er nicht verfehlen, eine ziemliche Berühmtheit davon zu tragen, und noch in späteren Jahren hat der bekannte M. Schwabe seinen Antilongin, die Abhandlung von dem Bathos in den Opern; Leipzig 1734, S. XXVII bis LX aus-

schließlich gegen ihn und seine Oper: Iphigenia in Aulis gerichtet.

Noch größer aber war das Aufsehen, das er durch eine litterarische Fehde veranlaßte, an welches Schauspiel die damaligen Deutschen gar nicht gewohnt waren, indem ihre Dichter, ein meistens harmloses und friedliches Geschlecht, die Streitigkeiten nur den Gottesgelehrten und Philologen überließen. Die Veranlassung dazu war folgende: Der bekannte Epigrammatist Wernack hatte in den Anmerkungen zu seinen in dem Jahre 1697 erschienenen Ueberschriften, häufig gegen die „poetische Zuckerbäckerei" der Schlesischen Dichter geeifert, und auch von Lohenstein, obwohl er in ihm ein großes Genie und das Os magna sonaturum anerkennt, dennoch nicht mit der unbegränzten Verehrung gesprochen als man damals zu thun pflegte. Hierüber erzürnt, suchte Postel den Wernack durch ein Sonett zu strafen, in welchem er ihn mit einem Hasen vergleicht, der über den todten Löwen zu springen wage.

§. 18.

Allerdings hatte Wernack jetzt Ursache, sich durch die leichtfertige Weise verletzt zu fühlen, mit der man seine nur zu milden Zweifel abfertigen wollte. Aber die Art, wie er sich rächte,

war eben so geschmacklos als unedel. Er richtete nämlich gegen Postel ein sogenanntes komisches Heldengedicht: Hans Sachs, in welchem er den trefflichen Meistersänger als das Symbol der Einfältigkeit darzustellen schamlos genug ist, und ihn Posteln zum geistigen Nachfolger erwählen läßt *).

Postel beantwortete dieses Gedicht mit Stillschweigen, und man darf vielleicht selbst ihm zutrauen, daß er die Verächtlichkeit des Satirikers, der weniger ihn als Hans Sachs geschmähet hatte, genugsam einsah, um nur deshalb zu schweigen.

Postel hat seine Zeitgenossen weniger durch seine Schriften, als durch eine Anekdote aus seinem Leben erfreut, die auch hier einen Platz finden möge, da sie einen Beweis giebt, wie die Ausländer damals auch über das Land Germa-

---

*) Bodmers rohem Geiste hat indeß jenes klägliche Heldengedicht so sehr gefallen, daß er es von neuem abdrucken ließ, und noch manche Anmerkungen hinzufügte, in denen ein widriges Behagen sich Luft macht über die platten Schmähungen, die hier den Hans Sachs bestürmen sollen. Es ist doch in der That recht sehr zu loben, daß Goethe all das Volk in den Froschpfuhl verdammte, das seinen Meister je verkannt hat.

nien dachten. Als er nämlich nach Florenz gekommen war, fragte ihn der Bibliothekar Magliabechi nach seinem Wohnorte, und da er Hamburg nennen hörte, äußerte er, nicht ohne innerliches Grausen, seine Verwunderung, wie man an einem Orte leben und athmen könne, der dem betrübten Nova Zembla so nahe liege.

§. 19.

Christian Friedrich Hunold (mit dem Schriftstellernamen Menantes), geb. 1680, gest. 1721. Da Postel schwieg, so übernahm Hunold die Fehde gegen Wernack, und da die Sache bisher mit Epigrammen, Sonetten und ähnlichen kleinern Gedichten geführt worden war, so trieb er sie ins Große, und zwar in die dramatische Poesie, indem er den W. zum Helden eines Lustspiels machte. Das Stück heißt: „Der schwärmende Pritschmeister oder schwärmende Poet" (Cölln, bei Peter Marteau dem jüngern, 1704), und zeigt fast überall von unächter Indignation und fruchtlosem Haschen nach Witz.

Der edle Zorn, so darf man allerdings behaupten, ist jedesmal von einem gewissen großartigen Witz begleitet; der gewöhnliche Grimm und Aerger ist convulsivisch und widrig. H. hatte nicht einmal das Talent, alle Ausbrüche desselben seinem Possenspiele einzuverleiben, sondern

mußte, um es auch der Menge verständlich zu machen, noch manche armselige Anmerkung hinzufügen. W. beantwortete diese Komödie nicht; nur gegen die satirischen Briefe des Menantes richtete er einige Epigramme, die ihm noch tief unter Postel den Platz anweisen. (Vergl. meine Geschichte der deutschen Poesie S. 173.)

§. 20.

Nach diesem nicht glorreichen Ausgang der Fehde suchte M. den litterarischen Ruhm auf gar mannigfaltige Weise. Er gab heraus: „Neumeisters allerneuste Art, zur galanten Poesie zu gelangen,“ schrieb mehrere „Theaterstücke,“ eine „Manier wohl zu leben und zu reden,“ eine „Oratorie,“ „Briefe,“ den „satirischen und den akademischen Roman,“ die „Europäischen Höfe,“ zwölf kleine „Sammlungen von Gedichten“ u. s. w.

Wenn Lustigkeit des Gemüths und Leichtigkeit zu reimen, ein Talent genannt zu werden verdienen, so kann man ihm ein solches nicht absprechen; nur ist es betrübt, daß jene Lustigkeit gar häufig in Gemeinheit, und jene Leichtigkeit in gänzliche Inhaltsleere ausartet. Da es aber damals in Deutschland eine große Menge von Lesern gab (vielleicht sind dergleichen auch heute noch zu finden), die sich jedem Nachden-

ken weigerten, so mußte ihnen ein Mann wie M., der solche Anforderung durchaus nicht macht, recht willkommen sein. Wirklich hat er auch Epoche gemacht, und man sah in ihm einen gar köstlichen Spaßmacher, dessen Quodlibets besonders bewundert wurden. Seine Schriften sind deshalb nicht unwichtig, weil sie uns manches aus dem geselligen Leben und den Ergötzlichkeiten unserer Vorfahren ahnden lassen, worüber wir in der That nur zu wenige Nachrichten haben.

Hunolds unstetes und flüchtiges Leben war interessant genug, um Stoff zu einer eigenen Schrift zu geben, die unter dem Titel: „Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften," Cölln, 1731 erschienen ist.

§. 21.

Johann Valentin Pietsch, geb. 1690, gest. 1733. Obwohl von ziemlich kaltem Geiste, wurde er durch den Prinzen Eugen und dessen Sieg bei Temeswar, zu einem Lobgedichte befeuert, welches ihm nicht bloß eine Professur der Poesie in Königsberg (1717), sondern auch einen unendlichen Beifall in Deutschland zu wege brachte. Wer es heut zu Tage liest, wird Mühe haben, diesen Applaus zu begreifen, wenn er sich nicht erinnert, daß die Deutschen damals ein recht beson-

deres Talent zum Bewundern hatten. Pietsch gebrauchte seine Poesie fast nur für hohe Häupter: er besang den Römischen Kaiser und dessen Böhmische Krönung, alljährlich den Tag, der Preußen die Krone brachte, die Russische Kaiserin und den König von Polen; auch sah er den seltenen Erfolg, daß diese Lobgedichte mit Milde aufgenommen und reichlich belohnt wurden. Ein weitläufiges, ziemlich mattes Passionsgedicht erhielt durch Händels Musik Leben; doch als er endlich auch ein nicht minder weitläufiges Heldengedicht auf Kaiser Karl VI. begann, verließ ihn plötzlich die Begeisterung, und er vormochte dasselbe nie zu Stande zu bringen, worüber die Mitwelt nicht genug klagen konnte, die Nachwelt aber sich bereits getröstet hat. Unter seinen geistlichen Gedichten ist vielleicht nur ein einziges, das von wahrem Feuer und Kraft zeigt: „O Ewigkeit, du Donnerwort," u. s. w. Doch findet sich gerade in ihm manche störende Vernachlässigung des Einzelnen.

Gottsched, Pietschens Schüler, hat im Jahre 1724 eine Sammlung Pietschescher Gedichte herausgegeben, und während seines ganzen Lebens es sich zur eifrigsten Pflicht gemacht, seinen Lehrer über alle Gebühr zu preisen, in welchem Geschäft er sich selbst durch den später-

hin von mehreren Seiten einbrechenden Spott durchaus nicht irre machen ließ. Eine vollständige Ausgabe von P's Gedichten besorgte der Professor Bock 1740.

Man vergleiche über P. die kritischen Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Poesie, Band IV.

§. 22.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in Hinsicht der Schauspiele eine große Unsicherheit des Geschmacks, der bereits anfing mit den freilich steifen, aber original Deutschen Haupt- und Staatsactionen, und rein lustigen, grell lachenden Possenspielen unzufrieden zu werden; aber nicht im Stande war, etwas Besseres zu geben. Die Fürsten und die vornehmere Welt hielt sich schon eine geraume Zeit zu den Französischen Dichtern, und überzeugt, daß nur eine correcte zarte Ernsthaftigkeit und Scherzhaftigkeit auf Beifall Anspruch machen dürfe, bezeigten sie sich spröde und unfreundlich gegen die Deutschen Stücke, durch die sich ihre Vorfahren so oft erbaut und belustigt gefühlt hatten. Wir finden zwar, daß noch im siebzehnten Jahrhundert manche Deutsche Höfe, z. B. der Braunschweigische, Badensche, Wirtenbergische u. s. w. sich mit Eifer des Deut-

schen Schauspiels annahmen; doch in den ersten Decennien des achtzehnten treffen wir bereits Französische Schauspieler in Deutschland, z. B. unter Friedrich I. in Berlin. Die Deutschen Hofdichter, unter denen Johann von Besser sich allerdings auszeichnet, mußten sich begnügen, in den sogenannten Wirthschaften ein Analogon des Deutschen Drama zu geben, welches nur durch eine Vermischung mit Musik und Tanz, so wie durch fantastische Kleiderpracht und Decorationen imponiren konnte.

§. 23.

Das altdeutsche Trauerspiel hatte sich insonderheit durch die Großartigkeit des Stoffs, durch die Redlichkeit und Treue in der Gesinnung, und durch eine ruhig pathetische feierliche Darstellung der vornehmen und tugendhaften Charaktere gehalten, wobei man den Dichtern gern ein wenig Ungeschick in der Anlage und Steifheit in der Ausführung zu Gute halten konnte. Nicht ohne guten Sinn für die Eigenthümlichkeit der Modernen, hatten die Dichter fast immer nur der romantischen Tragödie nachgestrebt, und den tiefen Ernst des Lebens und des Geschicks durch eine gewisse ehrliche Parodie zu mildern gewußt. Das sogenannte reine Trauerspiel erscheint uns leicht öde und peinlich, und es ist sehr wohl gethan,

than, wenn der Dichter den ernsthaften Helden und Heldinnen einen freundlich scherzenden Charakter zur Seite stellt, der jenen schmerzhaften Ernst gleichsam erst aus der dritten und vierten Hand erhält, und den Muth behauptet, durch eine gewisse chemische Zersetzung desselben ihn zu lindern und scherzhaft schöpferisch umzubilden.

§. 24.

Zum Executor dieser chemischen Zersetzung des Tragischen hatten unsre frühern Dichter, die von keiner schwächlichen Scheu etwas wußten, den Hanswurst erwählt, der sich deshalb auch in die von tragischem Jammer tönenden Königshallen schleichen durfte, und auch dort sein Wesen trieb, was niemandem anstößig sein konnte, indem ja jeder wahrhafte Ernst den Scherz, und jeder wahrhafte Scherz den Ernst im Hintergrunde hat. Wir finden jenen lustigen Gesellen, als ihn schon lange die feierlichen Romanendichter abgeschafft hatten, in den Tragödien und großen Opern, z. B. im Nero (aufgeführt zu Leipzig 1693), in der Zenobia (1697), im Scipio (1698), in der Agrippina (1699), in der Medea (1701), im Cajus Caligula (1704), im Xerxes (1705), so wie in dem aus dem bekannten Roman Banise entlehnten Cyclus von Schauspielen (1712), welches 1718 unter dem

Titel: „die durch Treue und Rache sich krönende Liebe, oder die Asiatische Banise," zu einem einigen Drama verarbeitet wurde. *)

§. 25.

Wenn aber auch diese lustige Person selbst in das Trauerspiel einzudringen für würdig gehalten wurde, so fand sie doch, wie billig, den eigentlichen Spielraum in der Komödie, wo sie mit völliger Herrschergewalt erschien, und alle Dinge in ihre Farbe tauchte. Daher die große Ausgelassenheit der altdeutschen Lustspiele, die in der That auf nichts weiter ausgehen, als jeden Ernst aus der Brust des Lesers und Zuhörers für den Moment zu verbannen, und die behaglichste Freu-

*) Man gewährte sich damals den Genuß des Schauspiels bei weitem nicht so häufig als jetzt, theils wohl aus angestammter Oekonomie, theils aber damit das Gefühl der Festlichkeit desselben, so wie wir es bekanntlich auch bei den Griechen finden, nicht durch alltägliche Gewöhnung verlören gehe. So wissen wir aus den erhaltenen obwohl nicht immer ganz vollständigen Nachrichten, daß selbst in dem reichblühenden Leipzig damals nur zur Zeit der Messen gespielt wurde, so daß z. B. jene Trilogie: „Balacin, Chaumigrem und Banise," die Oster- und Michaelmesse 1712 gänzlich füllete, so wie wir in der Neujahrmesse desselben Jahrs nur die einzige Ariadne finden.

digkeit und ein unauslöschliches Lachen hervorzubringen. Selbst große Ereignisse, die das Gemüth der Deutschen überaus ernsthaft interessirten, wurden hier, rückstrahlend im Hohlspiegel der Posse, zu etwas Ergötzlichem und Spaßhaftem, z. B. die Reformation, Luthers Lehre und Kampf gegen den Papst.

§. 26.

Unter den Lustspielen, die jene tief ernste Angelegenheit der Deutschen, für die das Blut so manches Edeln geflossen war, scherzhaft darstellen, ist besonders eines, das zu seiner Zeit eine große Berühmtheit gewann, und für das erste Jubel- und Freudenjahr der Reformation 1617 gedichtet wurde. Es erhielt sich fast ein ganzes Jahrhundert auf der Bühne, und verdient, theils weil es eine gewisse Gattung der scherzhaften Dramen des siebzehnten Jahrhunderts entscheidend darstellt, theils aber, weil es auch noch im Anfange des achtzehnten mit manchen Veränderungen auf die Bühne gebracht wurde, daß wir hier einige Augenblicke bei demselben verweilen. Es heißt: „Tetzelocramia, das ist eine lustige Comödie von Johann Tetzels Ablaßkram, wie Gott der Herr denselben, itzo für hundert Jahren, durch sein erwähltes Rüstzeug D. Martinum Lutherum, in Krafft des

heiligen Evangelii umbgestoßen und außgetrieben, lauter und rein, wider die Antichristischen Römischen Grewel in Teutschlandt, zu predigen angefangen, und weit und breit hat erschallen lassen. Zum Jubeljahr und Freudenfest 1617, Gott zu Ehren und männiglich zum Nutz gemacht: und in Druck verfertiget erstmaln zu Alten Stettin, jetzo in Wittenberg, bei Johann Mathäo, in Verlegung Paul Helwigen, Buchführers, 1618. Editio tertia correctior." —

§. 27.

Der Papst, der in diesem Stücke ohne Namen, und als ein reiner, allgemeiner Papst auftritt, wird von dem Dichter überall mit besonderer Abneigung behandelt, der wohl schwerlich ahndete, daß dessen Lehre wenige Zeit nach jenem Jubeljahr den Krieg der dreißig Jahre mit veranlassen werde. Hier ist der Statthalter Christi der wahrhafte Antichrist in fleischiger Mönchsgestalt. Die Träger, welche ihn, in der Sänfte ruhend, sanft tragen sollen, lassen ihn geflissentlich fallen, und achten es nicht sonderlich, als man ihnen für solchen Frevel mit dem Banne droht. Dann führt der Dichter eine Menge Kinder in weißen Hemden auf den Schauplatz, und damit der so lang gefürchtete Herrscher nun endlich auch das Misgeschick erfahre, zum Kinderspott zu werden,

fangen sie, laut lachend und um ihn herumtanzend, folgendermaßen an zu singen:

Der Papst hat sich zu Tod gefall'n
Von seinem hohen Stuhle,
Mit wem soll denn mein' arme Seel
Forthin nun weiter buhln?
Jesus Christus, der soll es sein,
Kein ander lieber werden,
Macht uns von allen Sünden frei,
Im Himmel und auf Erden.

— — — — — — — —

Der Papst hat seine Schlüssl verlorn,
Was will er nun beginnen?
Das thut ihm aus dermaaßen Zorn,
Er kann sie nirgends finden,
Ein frommer Mann aus Sachsenland,
Hat rechte Schlüssel gefunden,
Martinus Luther ist er genannt,
Der Christen Gott willkommen. u. s. w.

Es ist erfreulich, sich die rein protestantischen Zuschauer zu denken, wie sie in behaglicher Ruhe des Deutschen Mannes sich freuen konnten, der den Allgefürchteten so tief niederschlug, daß er nun zum Gegenstande ihres freudigen Gelächters werden durfte.

§. 28.

Wie sehr überhaupt die reine Freude an dem entschieden scherzhaften Lustspiele bei den Deut-

schen einheimisch war, beweist der Umstand, daß selbst ein bekannter, ästhetisch gebildeter Herzog von Braunschweig Lüneburg, eine Posse schrieb: „Von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin, welche, ob sie wohl eine Zeitlang ganz listig am Hurenwagen gezogen und ihren Mann dreimal aufs Narrenseil geführt, dennoch zuletzt ein schrecklich Ende genommen hat: in sechs Acten, kurzweilig, boßierlich und lustig beschrieben, und uffen Braunschweigischen Fürstlichen Haus und Festung Wolfenbüttel, in Prosa agirt, 1605. (Vergl. den Introitus der Gottschedischen Deutschen Schaubühne, Leipzig. 1744, S. 26 ff.) In diesem Geiste sind fast alle Lustspiele des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben, und selbst der Oestreichische Kaiser Leopold der Erste fand an ihnen ein nicht geringes Behagen, besonders wenn sie einen Spielraum übrig ließen für die Musik, die er mit besonderer Liebe pflegte. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man aber schon hie und da an, hochmüthig zu werden, und sich nach sogenannten korrekten Stücken zu sehnen. Man nahm seine Zuflucht zu dem einseitig Erhabenem, zu der Ueberschwenglichkeit der elegischen Liebe, und schäferlichen Zartheit, ja man ertrug gern ein wenig Lan-

geweile, wenn nur der Schein der Vornehmheit conservirt wurde.

§. 29.

In dieser letzten Gattung besitzen wir manche Schauspiele jener Zeit, z. B. Diana, Endymion, Almira, Königin von Castilien (1704), die getreue Schäferin Daphne (1709), die gerettete Unschuld, oder Ali und Sofira; die auch im Umglück glückliche Liebe, oder Isabella und Rodrigo (1717). Die zwar gedrückte, doch wieder erquickte Liebe (1719). Die vom Himmel beschützte Unschuld und Tugend, oder Bellerophon (1720). Das durch beständige Liebe mit Persien glücklich verknüpfte Numidien, oder Achmet und Almeide (1721). Die durch wohl verdienten Ruhm unsterbliche Tugend, oder der vergötterte Herkules (1726). Florentin, der schwärmende Schäfer (1728). Donna Violante, oder der Spiegel keuscher Damen (1732). Die durch Regiersucht gestürzte Basia (1735).

Indessen schadete dem schnelleren Fortschreiten des recitirenden Schauspiels der Umstand, daß das größere Publikum fast ausschließlich durch die Opern angezogen ward. In der That finden wir im Anfange des Jahrhunderts eine ganz besondere Liebe, ja fast Leidenschaft für dieselben, deren prachtvolle Aufführung, beson-

ders in Hamburg und Wien, ja selbst in dem beschränktern Weißenfels, sehr bedeutende Summen wegnahm.

§. 30.

Es ist nicht unwichtig, jene Neigung bis auf ihre Quellen zu erforschen. Die erste Oper, welche in Hamburg gegeben wurde, hieß: „Der erschaffene und gefallene Mensch" (vom Jahr 1678). Das Ganze, sowohl Musik als Text, war noch sehr roh und ungeschickt, obwohl man eine Menge Engel und Teufel, so wie den Himmel und die Hölle als glanzvoll entscheidende Decorationen aufgeboten hatte, um dem Kunstwerke aufzuhelfen. Wirklich siegte der Reiz der Neuheit und wir finden nun in fortlaufender Reihe der Jahre, die Opern vor allen andern dramatischen Dichtungen in Deutschland herrschend. Es ist ungemein, welch eine Fruchtbarkeit hier waltet, die zu belegen wir nur einige der berühmteren großen Singspiele der damaligen Zeit anführen wollen: — „Orontes," in welchem man schon den Tanz, und zwar von personifizirten Winden, Liebesgöttern, Bildsäulen u. s. w. zu Hülfe nahm, Sejanus, Michal und David, Andromeda und Perseus, voll unendlich langer Recitative und Arien, denen fast der gesammte heidnische Götterporrath zu Hülfe

kommen mußte. Die Maccabäer, Don Pedro, Aeneä, des trojanischen Fürsten Ankunft in Italien, in welchem der Dichter, vielleicht nicht ohne divinirende Ironie gegen die Mehrheit unserer heutigen Tragödien, das Fatum selbst auftreten ließ, damit man doch endlich einmal diesen tiefsinnigen Begriff, von dem so oft die Rede ist, von Angesicht zu Angesicht erschauen möge. Die Musik hielt das Stück aufrecht, welches sonst wohl weder Venus, noch Cupido, noch Vulkan noch die Cyklopen würden vermocht haben. Alceste, aus dem Französischen übersetzt, mit Musik von Franke, Sein-Selbstgefangener, Charitinne (der Text von Elmenhorst), Diocletianus, die Geburt Christi (vielleicht die Merkwürdigste von allen, da es kaum begreiflich ist, wie jemals ein Dichter den erhabensten Gegenstand der Geschichte zu einer phantastischen Oper habe verarbeiten können). Theseus, aus dem Französischen übersetzt, mit Musik von Strunke, Crösus, von Lucas von Bostel, Cara Mustapha (zwei Bearbeitungen), beide von dem genannten Dichter, Xerxes, Thalestris Königin der Amazonen, Tamerlan und Bajazeth, Diogenes Cynicus, Carolus Magnus, die Zerstörung Jerusalems, in zwei Theilen, Achilles und Polyxena (Musik und Text französisch), Sigismund, Gen-

serich, Narcissus und Hermione (Man verglei=che: „Die Opern," ein Lustspiel in fünf Aufzügen von St. Evremond, übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von Gottsched, in dessen Schaubühne Th. II., S. 106 ff. wo eine ausführliche, und in historischer Hinsicht nicht ganz unwichtige Abhandlung über die von ihm so sehr gehaßten Singspiele zu lesen ist.)

§. 31.

Die Verfasser der meisten Opern sind nie bekannt geworden, denn obwohl Feind, Postel, Bressandt, u. s. w. sich der Sache sehr annahmen, so waren doch ihre Kräfte nicht hinreichend, um das nach Neuheit strebende Publikum stets zu befriedigen. Sie thaten indeß was sie konnten, und der Geschmack an den Opern wurde immer weiter verbreitet.

So fand nun Gottsched den Zustand des deutschen Theaters, und er beschloß dessen gänzliche Umwandelung. Er erklärte jene Haupt= und Staatsactionen, die denn doch eine recht eigenthümlich deutsche Dichtungsgattung bilden, für abgeschmackte Zwitter, welche Aristoteles gewiß nicht dulden würde. Manche Poeten widersetzten sich, doch vergeblich (denn mit jenes Griechen schwerer Poetik, oder auch wohl nur mit einer leichten Uebersetzung derselben schlug er

sie alle, und man mußte jene feierlichen Actionen fahren lassen, weil sich in dem alten Philosophen auch nicht ein einziges Trost- und Duldungswort für dieselben auftreiben ließ. Sodann kam die Reihe an die Opern, bei deren Vertilgung er einen schon schwerern Kampf zu bestehen hatte, da eine lange und süße Gewohnheit, so wie auch das vielgeltende Beispiel Frankreichs, die angenehme Gattung in Schutz nahm. Gottsched ließ deshalb keine Gelegenheit vorbei gehen, um die sogenannte Unnatürlichkeit derselben zu zeigen, wobei ihm seine Schüler, z. B. Schwabe in der Abhandlung „vom Bathos in den Opern" eifrige Hülfe leisteten. Es galt die Rettung der Natürlichkeit, wobei sich freilich wenig Kunst anbringen ließ. Auch zeigte sich schon damals eine gewisse stillschweigende Anforderung an die Natur, sich wo möglich noch natürlicher zu zeigen, als sie ohnehin schon ist. Demungeachtet würde G. schwerlich gesiegt haben, wenn ihm nicht Brileaus höhnendes Urtheil über den Operndichter Quinault und St. Evremonts breite Polemik gegen sämmtliche Singspiele auf Erden, beigestanden hätte. So siegte er denn leider auch in dieser Hinsicht, und das ohnehin schon melodienarme deutsche Publikum wurde nun fast ganz starr und tonlos.

§. 32.

Endlich kam nun auch die Reihe an die extemporirte Komödie und den Hanswurst, den G. aber keinesweges mit Gründen, sondern bloß mit verachtendem Schelten bekämpfte, und zuletzt, wie bekannt, öffentlich begraben ließ. Der Gram über seinen Verlust war allgemein; denn hatte er sich gleich nicht immer besonders geistreich gezeigt und klassischen Witz gespendet, so war er doch nie ohne neckische Possen und derb lachende Laune aufgetreten, wofür die in ihrer Zartheit gestörten Liebhaber in der Komödie ihn ohnehin fast immer nur mit mitleidswürdigen Prügeln gelohnt hatten. Zum Glück aber ist Hanswurst, wie ein neuer geistreicher Schriftsteller sagt, eine unsterbliche Person, und hatte mehr Verstand in seinem kleinen Finger, als G. in seinem ganzen Leibe. — Wirklich hat er auch kräftig genug die Riegel seines Grabes gesprengt, und ist erschienen in tausend Gestalten, und überall, wo er sich seiner Abkunft würdig gezeigt, hat man ihn freudig willkommen geheißen.

§. 33.

Gottsched aber, der von dem letzt bezeichneten Schicksale nichts ahndete, sondern seines Triumphes über das unregelmäßige Trauerspiel, die Oper, und den Witz, gewiß zu sein glaubte,

bedachte jetzt, wie man nun dem Publikum Ersatz für das alles bieten möge. Er setzte sich hin, und schrieb den Cato, ein Trauerspiel über dessen Vortrefflichkeit ganz Deutschland ordentlich die Hände zusammenschlug, hoch erfreut, daß man doch nun endlich ein Werk habe, auf welches sich fußen lasse, wie auf klassischen Boden. Da aber bekanntlich eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, und Gottsched, der ja auch kritische Dicht- und Redekünste zu schreiben hatte, doch nicht sämmtliche klassische Dramen der Deutschen liefern konnte, so erging ein Befehl an seine Gattin und an seine Schüler, sich gleichfalls der Sache thätig anzunehmen, denn bei dem Verzuge sei einige Gefahr. So entstand die deutsche Schaubühne, welche G. herausgab, und die es gar wohl verdient, daß der staunende Litteraturhistoriker ein wenig bei ihr verweile, da gerade sie es ist, die uns die damalige Zeit am besten kennen lehrt, worauf denn doch, wie uns bedünken will, hier alles ankommt.

§. 34.

Der erste Band enthält a) Cato, von Gottsched selbst, ein Stück, mit welchem seine Schule das Frühroth des guten Geschmacks oder auch wohl die vollständige Sonne desselben bezeichne-

ten. Es ist starr und steif und von unsäglicher Mühseligkeit bis in das Innerste durchfröstelt. Es wurde bereits 1730 verfertigt, und erhielt sich wohl 40 Jahre auf der Bühne. b) Der Menschenfeind von Moliere, übersetzt von der Frau Gottsched. Die Meinung der Schule war, daß M's genialisch lustige Stücke nicht wohl zu dulden seien, desto mehr gefiel ihr, so wie dem Boileau die Moral seiner ernsteren Schauspiele, die ein bekannter deutscher Schriftsteller sehr passend eine Kammerdiener-Moral nennt. c) Der Cid von Corneill, übersetzt von G. L. Es ist rühmlich, daß G. wenigstens fühlte, daß die Trauerspiele der Franzosen in gereimten Alexandrinern übersetzt werden müssen, welches bekanntlich den meisten neueren deutschen Uebersetzern zu unbequem gewesen ist, obwohl man zu einer weit besseren Bequemlichkeit hätte gelangen können, wenn man sie gar nicht nach Deutschland hinüber gebracht, sondern ruhig auf dem Grund und Boden gelassen hätte, auf welchem sie erwachsen sind, und der allein sich ihrer recht erfreuen mag. — Wenn wir aber die Form der Alexandriner als nothwendig für die Uebersetzung anerkannt haben, so wollen wir doch keineswegs solche, wie wir sie hier empfangen haben, rühmen, es müßte denn sein, daß man das Mu-

sterhaft-Schlechte mit eben der Ergötzlichkeit genießen wollte, als das wahrhaft Gelungene.

§. 35.

Um deswillen, und damit die Leser mit einemmale die unaussprechlich jammervolle Weise der damaligen Uebersetzungskunst erkennen, mögen hier die Anfangszeilen des Cid mitgetheilt werden:

Chimene.

Elvire, sage mir, und zwar auf Dein Gewissen,
Wozu mein Vater sich am Ende wird entschließen?

Elvire.

Sein Schluß setzt mich fast selbst vor Freuden außer mir,
Denn er liebt Rodrichen, beinahe mehr als ihr:
Und wird zum Ueberfluß, Euch ernstlich anbefehlen,
Daß ihr ihn ohn Verzug sollt' zum Gemahl erwählen.

Chimene.

Wohlan, so sage mir's, doch ein vor alle mal:
Wodurch versicherst Du dich dieser seiner Wahl?
Und wie gedenkst Du mir die Hoffnung zu gewähren?
An guten Dingen kann sich niemand müde hören,
Und unsre Liebe braucht noch manchen Unterricht,
Eh' sie recht Wurzeln faßt, und öffentlich ausbricht.

Was sprach er denn darauf, als du nur Roderichen,
Den Sancho aber nicht bei ihm heraus-gestrichen?
Weiß er den Unterschied, den man bei ihnen sieht,
Und daß mein Herze bloß mich nach dem ersten
zieht?

Elvire.

Nein, was dies anbelangt, so ist er fast betrogen:
Er meynet, euer Herz sei beiden gleich gewo-
gen, u. s. w.

d) Der politische Kannengießer, ein Lustspiel von Holberg, übersetzt von Detharding. e) Die Horazier, ein Trauerspiel des älteren Corneille, übersetzt von dem Freiherrn von Glaubitz. f) Die Spielerin, ein Lustspiel des Riviere du Freni, übersetzt von Straube (dieses Stück war in Paris mit Recht ausgepocht worden, dennoch verlangte S. die deutschen Lustspieldichter sollten sich danach bilden). g) Die Widerwillige, ein Lustspiel von Du Freni, übersetzt von der Frau Gottsched.

§. 36.

Zweiter Theil, a) Iphigenia, ein Trauerspiel des Racine, übersetzt von Gottsched, und von demselben mit einem Schlußauftritt vermehrt, der zu merkwürdig ist, um hier nicht einen Platz zu finden: „Achilles, Iphigenien an der Hand führend, Klytemnestra u. s. w.

Achil-

Achilles.

Mir die Prinzessin nur, sonst nichts o Königin,
Dies ist der größte Dank, des ich kaum würdig bin:
Denn hat mein Degen gleich genug für sie geblitzet,
So hat des Himmels Huld sie doch weit mehr geschützet.

Iphigenia.

Frau Mutter!

Klytemnestra.

Liebstes Kind!

Iphigenia.

Der Himmel schenkt mich dir.

Klytemnestra (zum Achilles).

Mein Prinz empfah die Hand und freue Dich mit mir.

b) Die Opern, ein Lustspiel von St. Evremont, gemeinschaftlich übersetzt von dem Gottschedischen Ehepaar. c) Cornelia, die Mutter der Gracchen, ein Trauerspiel der Demoiselle Barbier, übersetzt von der Frau G. d) Das Gespenst mit der Trommel, oder der wahrsagende Ehemann, ein Lustspiel von Destouches, übersetzt von der Frau G. e) Zaire, ein Trauerspiel von Voltaire, übersetzt von Schwabe. Der Anfang lautet:

„Die neuen Triebe hätt' ich mir wohl nicht versehen,
Zaire, die bei Dir an diesem Ort entstehen.“

f) Jean de France, oder der deutsche Franzose, ein Lustspiel von Holberg, übersetzt von Detharding.

§. 37.

Dritter Theil, a) Alzire, von Voltaire, übersetzt von der Frau Gottsched. (Wie tief das blinde Vorurtheil für die französische Tragödie bereits eingewurzelt war, ersieht man auch aus dem Umstande, daß jene schwächliche Alzire fast zu einer und derselben Zeit dreimal übersetzt wurde. b) Der Verschwender, oder die ehrliche Betrügerin, ein Lustspiel von Destouches, übersetzt von der Frau G. c) Darius, ein Original-Trauerspiel von Pitschel. — Die Idee: Eine milde Schwäche auf dem Thron, untergehend im Conflict mit ruhiger Kraft und entschieden überlegener Stärke, so wie auf der andern Seite mit List und Verrath, möchte wohl allerdings ein anziehendes Trauerspiel bilden können, doch ist hier alles ohne Gemüth aufgefaßt, und in einer Fluth von unfruchtbaren bedeutungslosen Worten ertränkt. Dennoch nennt G. diesen P. einen muntern Dichter, der Schrekken und Mitleiden zu erwecken wisse, und es

in seiner Ausführung, an Feuer, Erfindung und Beurtheilskraft nicht habe fehlen lassen. d) Bramarbas oder der großsprecherische Officier, übersetzt von Detharding. Ein nicht uninteressantes Gemisch aus dem Plautus, Terenz, Moliere und Andreas Gryph. e) Atalanta, oder die bezwungene Sprödigkeit, ein Schäferspiel von G. f) Der poetische Dorfjunker, ein Lustspiel von Destouches, mit einiger Veränderung übersetzt von der Frau Gottsched. Die Veränderung bestehet darin, daß das Stück, welches im Französischen nur drei Acte hat, hier zu fünfen ausgezerrt worden ist. Ihres Ehegatten mechanischem Geiste, war das bekannte nur Mechanismus athmende Wort:

Neve minor, nec sit quinto productior actu
Fabula, quae vult spectari, et spectata reponi

eine heilige Regel, der er sich gern fügte, wie allem was den Charakter des Gemachten trägt.

§. 38.

Vierter Theil. Da die ersten drei Bände, mit Ausnahme von drei Stücken, lauter Uebersetzungen enthielten, so war diesmal durch den Herausgeber sämmtlichen Schülern verordnet worden, Originaldramen zu liefern. Es wurden folgende zu Tage gefördert: a) Herrmann, ein

Trauerspiel von Elias Schlegel. Ohne Zweifel was die Gesinnung betrifft, die überall hervorleuchtet, das würdigste in dem ganzen Werk; doch noch sehr mangelhaft durch die Hinneigung zur Französischen Tragödie, deren Kerkerluft, — wir gestehen kein Wort so passend zu finden als dieses — uns leider auch hier entgegen weht, so daß uns denn auch die Verwechselung der rhetorischen Künste mit der Poesie, die trotz aller Beschwörungen nicht erscheinen will, in keine sonderliche Verwunderung setzen darf. b) Die ungleiche Heirath ein Lustspiel von der Frau Gottsched. c) Aurelius oder Denkmal der Zärtlichkeit, ein Trauerspiel von Quistorp. Matt und ohne Leben, und um so widriger, da hier Kraft und Leben hat geheuchelt werden sollen. d) Der geschäftige Müssiggänger, ein Lustspiel von Elias Schlegel, ein Charakterstück dem die Charaktere fehlen. Es ist eines der ersten Familiengemälde der Deutschen, und besonders wegen seiner Natürlichkeit bewundert worden. In der That sprechen die Menschen hier ganz so geistlos als es wohl in vielen Häusern geschehen mag. e) Banise, ein Trauerspiel. Bei der allgemeinen Sensation, den der bekannte Roman: „Banise oder das blutige doch muthige Pegu" hervorbrachte, war es sehr natürlich, daß man die pathetischen, be-

trübten und zärtlichen Situationen desselben auch auf der Bühne zu sehen verlangte; und wirklich haben wir mehrere alte Schauspiele dieses Namens, die sich noch den früheren Staatsactionen näheren, und in ihrer vornehmen Kraft, mit untergemischter derber Lustbarkeit des Harlekin (der aber auch bei den ewigen Klagen Banisens, Xemins und Balazins um keinen Preis zu entbehren sein dürfte), die engen Aristotellschen Regeln ein wenig mit Füßen treten. G. aber, der bekanntlich in jenen ohnehin oft misverstandenen Regeln die symbolischen Bücher der Aesthetik und die Formula concordiäe der Poesie zu erblicken glaubte, wurde durch dergleichen dichterische Ungethüme bis in das Innerste verletzt. Er befahl deshalb eine neue Bearbeitung jenes Stoffes, und empfing ein gequält correctes, breit hingezerrtes Stück, an dem er großes Behagen fand. f) Die Austern, ein Nachspiel. Ein in der That merkwürdiges Stück, weil man es vielleicht mit gutem Grunde für das schlechteste, das je geschrieben worden ist, und je geschrieben werden wird, halten darf. Die Fabel des Stückes ist: Einem geizigen Studenten wird ein Gericht von gebratenen faulen Austern vorgesetzt, worüber er zürnt und ausgelacht wird.

§. 39.

Fünfter Theil. a) Panthea, ein Trauerspiel von der Frau Gottsched. b) Die Hausfranzösin, oder die Mamsell, ein Lustspiel der Frau Gottsched. Es ist für jeden mittelmäßigen Kopf gar sehr gefährlich, auf die bekannte Sentenz des Juvenal, daß der Zorn Verse mache, zu rechnen, und so hat denn auch hier ein sehr gerechter Unwille über eine alte Unart der Deutschen, doch nur ein geist- und witzloses Schauspiel hervorgebracht. c) Dido, ein Trauerspiel von Elias Schlegel. Die unglückliche Wahl des Stoffs und das mislungene Streben nach äußerer Bewegung und Leidenschaftlichkeit verhindern jeden Genuß bei einem Dichter, der wie S. sich sonst nur in einer gewissen ästhetischen Gelassenheit und reflectirenden Ruhe gefällt. d) Der Bock im Prozesse, ein Lustspiel von Quistorp. e) Mahomed IV., ein Trauerspiel von Krüger. f) Elisie, ein Schäferspiel.

§. 40.

Sechster Theil. a) Die Parisische Bluthochzeit König Heinrich's von Navarra, ein Trauerspiel von Gottsched. b) Das Testament, ein Lustspiel von der Frau Gottsched. c) Agis, Trauerspiel von G. d) Der Hypochondrist, ein

Lustspiel von Quistorp. e) Der Unempfindliche, ein Lustspiel in Versen. f) Herr Witzling, ein Nachspiel, in welchem Gespräche über die deutsche Schaubühne selbst, den ganzen Stoff herleihen müssen, und besonders der fromme Wunsch, daß ein Poet auch einigermaßen denken möge, dem Gelächter Preis gegeben wird. g) Die Schauspielkunst, ein Vorspiel, von dem der Herausgeber sagt, er habe es aus Dankbarkeit gegen die Stadt Königsberg, wo er zehn Jahre auf Schulen gewesen sei, abdrucken lassen.

So betrübt nun sah es mit dem Geschenke aus, das der ästhetische Choranführer den Deutschen bot; dennoch hatten er und sie eine herzliche Freude daran, und glaubten mit fröhlichem Stolze, die französischen und brittischen Dramatiker nun nicht mehr fürchten zu dürfen. Ueberhaupt besaß G. einen überschwenglichen und unverwüstlichen Patriotismus, in welchem man sogar eine Art von Poesie des Herzens anerkennen möchte. Darüber zu scherzen ist unendlich leicht, und eben deshalb hat man es oft genug gethan; ob indeß diese fantastisch stolze Gesinnung nicht wenigstens einen erträglichern Anblick gewähre, als der leere ästhetische Eunuchismus eines Bodmer, der ewig die Deutschen witzlos lästernd, doch nie etwas gethan hat, um ihre

dramatische Literatur weiter zu fördern; diese Frage beantwortet sich wohl von selbst.

Was uns die Schlechtheit von G's Schaubühne vergessen machen kann, ist seine Schrift: Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 2 Theile, 1757 und 1765, in welcher er, ohne irgend einen Vorgänger, von fast allen deutschen Schauspielen Nachricht giebt, die vom Jahre 1450 bis 1750 erschienen sind. Das triviale Urtheil, welches er häufig einstreut, ist wegen seiner gefahrlosen Spaßhaftigkeit leicht zu übersehen, und darf uns wenigstens nicht hindern, seinen überaus großen und nicht zwecklosen Sammlerfleiß anzuerkennen.

§. 41.

(Zusatz zu S. 33.)

In der That steht Günthers Talent in den ersten drei bis vier Decennien des Jahrhunderts fast ganz allein, und, obwohl es durchaus nicht zur Reife gekommen, so hat es dennoch Einzelnes hervorgebracht, das in der That auch heute noch lebt, weil es überhaupt jemals lebte. Man muß indessen einräumen, daß dieses Einzelne gar sehr ein Einzelnes sei, denn es ließe sich schwerlich auch nur ein einziges vollständiges Gedicht finden, das man gelungen nennen könnte; wohl aber treten Verse hervor, die das

sie umgebende Anderweitige gewaltig zertrümmern. So wird zum Beispiel folgender, in dem die Sprache dem Schmerze so harmonisch zusagt:

In den Feldern will ich irren,
Und vor Menschen will ich fliehn,
Mit verlaßnen Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn:
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und dann soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein

jeden Fühlenden ergreifen müssen, eben weil das Gefühl diese wohltönenden Worte eingab. Je öfter man diesen Vers ausspricht, je reiner fällt er in das Ohr, und je tiefer fühlt ihn das Herz mit; ja man kann sich versucht fühlen, hier die Ahndung eines zukünftigen Bürger zu empfangen. Aber wie sehr wird man getäuscht, wenn man weiter liest und das Allergemeinste, das nur eine verdorbene Fantasie denken kann, mit widrigem Getön auf uns eindringt, so recht zur schauderhaften Warnung, daß kein Talent etwas im Ganzen Bleibendes zu geben im Stande sei, wenn es nicht einem reinen Gemüthe inne wohnt.

§. 42.

Die drückende Armuth und ein gänzlich zer-

rissenes unstetes Leben setzte G. in eine bittere Opposition gegen die Menschen, obwohl er leider wieder schwach genug war, selbst mit den gewöhnlichsten vorlieb zu nehmen, sobald sie nur seinem Hange zur Schwelgerei Nahrung gaben. Daher ist denn auch die rohe und roh verletzte Subjectivität fast immer die Quelle seiner Satiren, deren einzelne bessere Stellen von unzählbaren Gemeinheiten fast erdrückt werden. Daher der oft seltsam ungeduldige Ton in manchem seiner geistlichen Gedichte, in denen er zuweilen geradezu mit Gott hadert. Einmal geschieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth so seltsam vermischt worden sind, daß die Stelle gar wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64, der Ausgabe von 1742), klagt er zu Anfangs, daß Gott so lange bleibe, daß er nicht wisse was er denken solle, und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling schlafe in hohlen Linden, und finde Futter; Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Beinen wühle. Ihm helfe sein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts sehen, als Grausamkeit, wobei er denn folgenden Vorschlag thut:

Versuch einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht,
Ein scharfer Streich und langer Grimm,
Macht oft die besten Herzen schlimm.

Er ist ferner freigebig im eigenen Lobe, und schreibt sich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der selbst im härtsten Wetter stehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach daß ich fehlen muß.
Wer geht wohl stets den Weg der Tugend?
Ich strauchle selber mit Verdruß,
Und bin nach schneller Reu und Leid
Der erste, der mich straft und zeiht.

Was willst Du mit dem Schatten zanken?
Beweis' an Stärkern Deine Macht,
Wer wird Dir in der Hölle danken?
Ach hast Du dies noch nicht bedacht?
Du kommst mit Donner Blitz und Sturm,
Wer ist der große Feind? — Ein Wurm.

Diese Stelle ist von mehreren damaligen deutschen Kritikern für das Erhabenste anerkannt worden, das sich in irgend einem vaterländischen Dichter fände, und selbst der kläglich abgeschmackte Leipziger Sprachlehrer Mauvillon, der im Anfange der vierziger Jahre die berüchtigten lettres germaniques schrieb, worin er die deutschen

Dichter, von denen er vielleicht kaum zwölfe kannte, des Mangels am esprit créateur beschuldigte, nahm wenigstens Günthern und diese Stelle aus.

§. 43.

Ueberhaupt gelingen G., der fast immer in den Extremen sich bewegt, die Töne der Verzweiflung und der ausgelassenen jede Sitte verhöhnenden Freude am besten. Unter den wenigern anständigern Gedichten der bessern Gattung, zeichnet sich das bekannte Studentenlied aus:

Brüder laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet, u. s. w. (S. 923, ff.)

welches auch jetzt noch, trotz der neunzig Jahre die etwa seit seiner Verfertigung verflossen sein mögen, im Munde der fröhlichen Jugend lebt. Unter den übrigen größtentheils zuchtlosen, zeichnet sich der Hochzeitscherz, nach dem Johannes Secundus, auf eine wahrhaft gräuliche Weise aus, indem hier in der That das Maximum der unsittlichen Ueppigkeit erreicht worden zu sein scheint. Auf etwas Aehnliches gehen die meisten Hochzeitgedichte aus, an denen diese Sammlung sehr reich ist. Sie werfen ein betrübtes Licht auf den gesellschaftlichen Ton mancher Zirkel der damaligen Zeit, den der Nichtkenner der deutschen Culturgeschichte sich nur zu leicht und gern

als fromm oder gar rigoristisch sittlich denkt. Wie aber der Mensch in der Freude sich gebehrdet, ist gerade das Entscheidende für die Sittlichkeit, denn selbst die, denen das moralische Gesetz nur als Zwangsmittel, oder als ein zu fürchtender Knecht Ruprecht erscheint, mögen sich im alltäglich ruhigen Leben, wo keine Leidenschaft ihre Gefühle steigert, noch ganz erträglich halten, während die erhöhte Heiterkeit ihr Innres offenbart. Günthers Gedichte haben ohne Zweifel nicht wenig beigetragen, jenen frivolen Ton, der den Deutschen so übel steht, und bei dem sie sich ohnehin nur unbeholfen gebehrden, zu erneuen und zu erhöhen; doch soll man nicht G. als den Urheber desselben ansehen, indem Hoffmannswaldau es war, der ihn zuerst angegeben zu haben scheint.

Daß Günther hier so ausführlich beurtheilt worden ist, wird der Umstand rechtfertigen, daß vielleicht kein deutscher Dichter, während mehrerer Decennien so viel gelesen, und so unbedingt als reines Genie betrachtet wurde als er. Mitunter ist er selbst in neueren Zeiten, z. B. von dem bekannten Berliner Poeten Burrmann für ein wahrhaftiges Muster ausgegeben worden, welches geschickt nachahmen zu können, schon Lob genug sei.

§. 44.

Diese Charakteristik eines bei weitem nicht genug gekannten Dichters war bereits seit einigen Monaten geendigt worden, als Goethes Leben, zweiter Theil, erschien, in welchem Werk außer manchem andern höchst anziehenden Urtheil über die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, auch folgende Stelle über Günther die ganze Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nimmt:

— „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmischbequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er besaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will sei-

ner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ (S. das angeführte Werk. S. 121, f.)

§. 45.

Picander, mit dem wahren Namen Christian Friedrich Henrici. Es ist bereits gar oft anerkannt worden, daß ein mittelmäßiger Dichter ein Unding sei, oder daß, wenn doch einmal von einem solchen die Rede sein sollte, ein wahrhaft schlechter Poet demselben weit vorgezogen werden müsse. Die Ursach ist klar: der erste, zahm, kleinlaut und sich selbst nicht vertrauend, wandelt mit unsichern Schritten nur auf der befahrenen, breiten Heerstraße, wo er vor jedem Irrwege gesichert zu sein glaubt. Was ihm dort begegnet, kann ohnehin nicht sehr interessant sein, da vor ihm schon Tausende dasselbe erlebt haben, und die Art, wie er es uns vorbringt, raubt dem Stoffe selbst den letzten Reiz, den er sonst etwa noch haben könnte. Ein solcher sogenannter mittelmäßiger Dichter oder anderweitiger Schriftsteller unterdrückt bei sich selbst jeden freien Athemzug, und wehrt jedem eigenen Pulsschlage des Geistes, weil er stets mit feiger Afterdemuth besorgt ist, das könne ihn weit abführen, wohl gar auf ungebahnte Straßen, wo noch keine Spur getreten, und wo niemand ihn

leiten möge, als der eigne Genius, an den er nicht glaubt, und den er auch in der That nach und nach tödtete, weil er nicht an ihn glaubte. So gewöhnt er sich denn endlich an die unselige Bescheidenheit, gar kein Eigenwesen mehr haben und sein zu wollen, er empfängt jeden Gedanken aus der dritten oder vierten Hand, und verstattet keinem Gefühl den Eingang, wenn es nicht bereits im matten Spiegel der Nachahmung zurückgestralt ist und die Farbe verloren hat, so daß ihm dann gar oft nichts weiter übrig bleibt, als das längst Nachgeahmte von Neuem nachzuahmen.

Wie ganz anders steht es dagegen mit dem sogenannten reinschlechten Schriftsteller! Er weiß nichts von der Anstrengung, der Sorgsamkeit und den Schmerzen des edlen und großen Dichters, der stets nur das Vortreffliche will; aber auch nichts von jener mühseligen Qual der verzagten Mittelmäßigkeit. Wie es ihm gerade eben zu Muth ist, so schreibt er es hin, bald ein wenig bequemernsthaft, bald etwas Derblustiges, wobei er mit herzlichem Vergnügen daran denkt, wie die Menschen dabei lachen werden. Er ahmt Niemanden nach, weil dergleicheu doch immer einige Mühe zu machen pflegt; doch auch das Streben nach dem Ideal, wovon ihm in müßigen Stunden einiges zu Ohren gekommen ist,

hält

hält er für eine seltsamlächerliche und beschwerliche Thorheit, und er begreift es keinesweges, warum nun einmal Homer besser sein soll als Chapelain, und Flemming besser als Gottsched.

§. 46.

Nach dieser Vorerinnerung ist es leicht, über Henrici zu urtheilen. Er gehört zu den ungenirtesten und lustigsten Schriftstellern der Deutschen, und es ist ihm gelungen, selbst in der öden Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre, diese Behaglichkeit durch seine Gedichte in die Gesellschaften hineinzubringen, von denen er wenigstens so viel verstand, daß man wohl thue, frisch und fröhlich mit einander umzugehen und sich jedes grämlichen Verhältnisses zu entschlagen. Die meisten seiner Gedichte sind durch eine Gelegenheit veranlaßt, und besonders waren es die Hochzeiten, zu deren Feier man seine poetischen Künste in Anspruch nahm. Ohne Günthers Talent, das nicht selten bei dem unbedeutendsten Fest etwas Allgemeingültiges zu sagen versteht, weiß denn doch auch er für seine Person bei solchen Gelegenheiten manches Muntere und Spaßhafte vorzubringen. Daß er mitunter auch fade und gemein wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden, da er nun einmal von der

Scherzhaftigkeit Profession macht; wobei denn bekanntlich jene Verirrungen nicht ausbleiben.

In dem Quodlibet, einer damals ungemein beliebten Dichtungsart, in welcher der Poet die Freiheit hatte, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen, und zu belachen, ahmte er damals Hunolden nach; doch übertraf er bald seinen Meister, und bahnte sich in dieser komischen Wildniß neue Wege. Daß ein so gutmüthig scherzhafter Dichter, der in der That nichts weiter gewollt zu haben scheint, als alle Welt mit ähnlicher Lustigkeit auszustatten, von seinen Landsleuten höchlich geliebt wurde, ist durchaus nicht zu verwundern, sondern eben recht und billig: so daß die früheren Kritiker sich wohl das grämliche Geschrei hätten ersparen können, welches sie bei jeder neuen Auflage der Picanderschen Gedichte aufschlugen. Er giebt ein Surrogat der alten Hofnarren, welches zu verachten eben so leicht als ungerecht sein möchte.

Auf den Ernst versteht sich Picander gar nicht, und er wird jedesmal völlig unerträglich, wenn er sich auf denselben einläßt. Doch muß man ihm nachsagen, daß dies nur selten geschieht, und man sieht es ihm an, wie sauer es ihm wird, auch hierin seinen Freunden Genüge zu leisten, die denn doch mitunter auch etwas Ern-

stes genießen wollten, womit er, der sonst so gern aufwartete, nun einmal nicht wohl aufwarten konnte. — Henrici ist von den deutschen Lesern beinahe vierzig Jahre geliebt worden, und noch im Jahre 1768 erschien zu Frankfurt und Leipzig eine Sammlung seiner vermischten Gedichte.

§. 47.

In dieser Zeit verbreitete sich in Deutschland immer mehr der Geschmack an Wochen- und Monatsschriften. Den ersten Versuch in der letztern Gattung hatte bereits Thomasius im letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts gemacht (1694), und Tenzel, der sogleich seine „unschuldigen Nachrichten" darauf folgen ließ, zeigte nur zu oft eine ähnliche Ungründlichkeit. Diese herrscht bei Thomasius stets, sobald er von dem Studium der alten Sprachen redet, und sein Urtheil von den Griechischen Klassikern giebt. Man muß in seinem Journal selbst gelesen und wieder gelesen haben, um an die fast unsägliche Frechheit zu glauben, mit welcher er vom Homer und Hesiodus, vom Plato und Aristoteles redet. Ganz besonders ist der Letztere das Ziel seiner Schmähungen, und er läßt keine Gelegenheit vorbei und kein Mittel unversucht, um ihn als Menschen und Schrift-

steller widrig und lächerlich zu machen. (Man vergleiche Ludens Thomasius, herausgegeben von Johann von Müller, Berlin 1805 und das Hirsching-Ernestische Handbuch). Dennoch steht Gundling noch tief unter ihm, als Nachahmer des Nichtnachahmungswürdigen.

§. 48.

Kaum mögen wir in dieser Gesellschaft nennen die Acta eruditorum, die erste kritische Zeitung der Deutschen, die man, in Hinsicht ihres Werthes, auch wohl die erste der sämmtlichen Europäischen Nationen der damaligen Zeit nennen dürfte. Immerhin möge uns die Weitläufigkeit, Steifheit und Pedanterie, welche in mehreren jener Recensionen waltet, ein Lächeln abgewinnen; nimmer werden wir die umfassende Gelehrsamkeit, den strengen und doch frommen Ernst, so wie die tiefe Gründlichkeit, Vorzüge, die uns hier noch öfter begegnen als jene Fehler, verkennen dürfen. Selbst dann, wenn wir die meisten jener Recensionen nicht für eigentliche Kritik im höhern Sinne, sondern nur für Relationen von gegebenen Büchern annehmen wollen, so wird uns dadurch wenigstens der historische Erwerb nicht verkümmert werden, indem jene Berichte fast immer mit einer solchen Genauigkeit abgefaßt sind, daß wir beinahe das

Buch selbst, von dem sie handeln, entbehren können. Es drängt sich dabei die Frage auf, von wie vielen sich brüstenden Recensionen der neueren Zeit wir wohl ein ähnliches Urtheil fällen dürften: eine Frage, deren Beantwortung wohl schwerlich zu unserer Zufriedenheit ausfallen möchte.

Späterhin wurden jene Acta in Deutscher Sprache fortgesetzt, doch brachten sie nur einen Theil ihrer ehemaligen Gründlichkeit unter dieser neuen Form mit, bis sie endlich zur Mittelmäßigkeit und von da zur gänzlichen Unbedeutenheit herabsanken. Ihre Dauer war vom Jahre 1682 bis 1756.

§. 49.

Der ästhetisch-moralischen Wochenschriften hat es in Deutschland sehr viele gegeben, unter denen wir Folgende bemerken: Diskurse der Maler, 1721. Der Patriot, 1724 (von Hoffmann, Richey, Weichmann und andere). Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725 und 26. Der Biedermann, 1727 f. Die Matrone, der Menschenfreund, 1749. Der Weltbürger, Berlin 1742. Der preußische Einsiedler, Königsberg 1740. Der Fremde, Koppenhagen 1745. Der Maler der Sitten, Zürich 1744. Der Schutzgeist, Hamburg 1746. Der Gesellige, Halle

1746. Der Jüngling, Leipzig 1747. Der Druide, Berlin 1749. Der Mensch, Halle 1751. Das Reich der Natur und Sitten, Halle 1756. Daphne, Königsberg 1750. Der nordische Aufseher, Koppenhagen 1749. Der Hypochondrist, 1763. Der Schwärmer oder Herumstreifer, Stralsund 1754. Der Freund, 1755. Der Bienenstock, Hamburg 1756. *) Ferner: Der Pilgrim, der ehrliche Alte, der Redliche, das Schauspiel menschlicher Handlungen, der Mann, der Greis, die Frau u. s. w. Die meisten dieser Zeitschriften haben es zu mehreren sehr ansehnlichen, manche sogar bis zu zwölf starken Bänden gebracht. Die fleißigsten Wochenblattschriftsteller waren: Hoffmann, Richey, Weichmann, Gottsched, Bodmer, Breitinger, Lamprecht, Bock, Elias und Adolf Schlegel, Andreas Cramer, Meier (Prof. der Philosophie in Halle), Sucrow, Cronegk, Mylius u. s. w.

§. 50.

Fast alle diese Zeitschriften sind für die höchste Bequemlichkeit derjenigen Leser und Leserinnen berechnet, denen man auch nicht die kleinste An-

*) Bei den letzteren 16 Journalen ist die Jahrszahl der späteren Ausgaben angegeben worden.

strengung zumuthen darf. Sie tragen deshalb fast durchgängig den Stempel der süßlichen Flachheit, die sich nur an Diminutiv-Gedanken und Miniatur-Empfindungen ergötzen mag; sie tragen überall den Wunsch, witzig und humoristisch zu sein, zur Schau, den aber das Geschick keinesweges gewährt. Denn der Witz und Humor ist nur das Eigenthum mächtiger und großartiger Naturen, die in sich selbst einig und die Verhältnisse des Lebens überschauend, jede Uneinigkeit und Entzweiung scharf und sicher und mit einer gewissen epigrammatischen Ruhe zu erfassen wissen. Eben so wenig glückt es diesen Wochen- und Monatschriftstellern mit der Philosophie, Aesthetik und Moral, die sie mitunter ausstreuen. Die Erstere muß sich bequemen, ein Toilettengeschenk für die Damen, wie sie etwa Gellert in einigen seiner Erzählungen und Lustspielen schildert, zu werden. Die zweite, größtentheils vom Auslande her erborgt, beginnt mit Unsicherheit, geht durch Peinlichkeit, und endet, fast möchten wir sagen: triumphirend, in Seichtigkeit. Die dritte endlich wandelt die wohlbekannten Pfade der gemeinen Vornehmheit, und bequemt sich völlig nach dem Wunsche weichlicher Leser, weshalb denn immer das strenge Soll der Pflicht, in ein blöde seufzendes „Ach möchte

doch," oder „Es dürfte vielleicht," verwandelt worden ist.

§. 51.

Der Schaden, welchen die Wochenschriften den Deutschen Lesern gethan haben, ist kaum zu berechnen, denn zum Theil von ihnen schreibt sich jene frivole Anstrengungsscheu her, der zu Folge man fast mit jeder tiefsinnigen und durchgreifenden Schrift schnell fertig wird, indem man sie für unverständlich, und eben deshalb auch für ungenießbar erklärt. Von ihnen zum Theil schreibt sich her jene hohle Geschwätzigkeit, die in ewigen Tautologien sich müde jagen müßte, könnte jene Gattung von breiter und unseliger Redseligkeit überhaupt nur müde werden, jenes leere Raisonnement, das um ein Nichts herum spatzieren geht, und die Leser mit schwächlicher Freundlichkeit einladet, sich an dem Nichts zu erfreuen, und es für ein Etwas zu halten, jene endlose Danaidenarbeit der Alltagsschriftsteller, die das schon hundertmal Gesagte, das Einmal zu sagen schon überflüßig wäre, stets von neuem in die porösen Gemüther ihrer Leser hineingießen, jene kümmerlich mit Bildung prunkende Ansicht, als sei der Zweck des Lebens nur das Vermögen, über tausenderlei Dinge von A bis Z, hinüber und herüber, die Kreuz und Quer reden zu kön-

nen, wobei niemals etwas ausgemacht und in das Reine gebracht wird, und auch nicht gebracht werden soll, weil ja sonst jenes instinktmäßige Schwatzen seinen Spielraum beschränkt sehen würde u. s. w.

Damit aber der Vorrath jener Journale nicht so leicht zu Ende gehe, obwohl das Erzeugen derselben aus eigenen Mitteln nicht eben schwierig sein konnte, so nahm man auch zum Auslande die Zuflucht, und übersetzte den Spectator und die Spectatrice, den Guardian, Rambler, Tatler u. s. w.

Erst spät erfolgte die Uebersättigung und mit ihr die Entfernung jener Wochenschriften. Doch ist der Geist derselben leider auch in die meisten neueren Journale gefahren, und es hat eben nicht das Ansehen, als würde er sobald verschwinden.

§. 52.

Gottlieb Siegmund Corvinus, geb. 1677, gest. 1746. Er schrieb unter dem Namen Amaranthes: „Proben der Poesie, in galanten, verliebten, vermischten, scherzhaften und satirischen Gedichten" (1710), und späterhin eine noch stärkere Sammlung, unter dem Titel: „Reifere Früchte;" allein es ist weder mit der Galanterie, noch der verliebt-satirischen Scherzhaftig-

keit, noch mit der hinterher verkündigten höheren Reife weit her, und es gewährt einen betrübten Anblick, wie hier die Steifheit und Pedanterie sich fruchtlos abmüht, leichtfertig und muthwillig zu sein. Auch die Reden, die er im späteren Alter schrieb, wo er, nach seiner Rechnung, fast überreif hätte sein sollen, sind mit steifer Pracht und welken Blumen übermäßig ausgeziert, doch haben sie ein nicht geringes Aufsehn gemacht, und sind häufig nachgeahmt worden.

Es ist sehr merkwürdig, daß dieser keinesweges sehr talentvolle Dichter dennoch eine so entschiedene Liebe für die Poesie hatte, daß er jede andere Wissenschaft darüber versäumte. Er war arm, ja fast dürftig, und schlug dennoch ein ansehnliches öffentliches Amt aus, um nur stets der freien Muße des schriftstellerischen Lebens zu genießen. So ist es denn auch ein fast rührender Umstand, daß ihm auf dem Sterbebette mit einemmale sämmtliche Fehler seiner Werke einleuchteten, an die er sonst nie hatte glauben wollen. Er setzte dies Bekenntniß selbst auf, und befahl, es nach seinem Tode zu drucken. Man findet es im neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und freien Künste.

Es wäre zu wünschen, wir hätten mehrere

letzte Worte und Bekenntnisse sterbender Dichter; denn ohne Zweifel würde auch manches Hocherfreuliche hier zu vernehmen sein, wie etwa in Flemmings Abschiedssonett. Vor des Todes leuchtender Fackel besteht kein Stolz und Egoismus, aber auch keine Ueberdemuth, und die reine Selbstanschauung erhebt sich, die das Leben in einzelnen Momenten vielleicht gern trüben möchte.

§. 53.

Johann Ulrich von König, gest. 1744. Wir besitzen von ihm theatralische Gedichte (Hamburg und Leipzig 1713), enthaltend: a) Die Oestreichische Großmuth, oder Karolus V., auf das Krönungsfest Karls VI., auf dem großen Hamburgischen Theater vorgestellt, 1712. b) Die entdeckte Verstellung, oder die geheime Liebe der Diana, ein musikalisches Schäferspiel. c) Die wiederhergestellte Ruhe, oder die gekrönte Tapferkeit des Heraklius, auf das Krönungsfest Karls VII. zum König in Ungarn. d) Die gekrönte Würdigkeit, an den Grafen von Schönborn, eine Serenade (von welcher Dichtungsgattung auch sonst noch einige Proben hier zu finden sind).

Ferner: Rhea Sylvia, eine Oper, und die „verkehrte Welt,“ ein Lustspiel. Alle diese dra-

matischen Uebungen sind zu ihrer Zeit mit großem Interesse gelesen und aufgeführt worden, zeigen aber nur von mittelmäßigem Talent, mit dem der Verfasser sehr haushälterisch umzugehen wußte. Am berühmtesten ist er geworden durch die Herausgabe von Brockes Uebersetzung des Marinischen, schauerlich wüsten, widrig gezerrten Gedichts: „Der bethlehemitische Kindermord,“ so wie durch die Herausgabe der Canitzischen und Besserschen Gedichte, denen er die Lebensbeschreibung der Dichter vorsetzte. Diese Biographien sind zwar mit ganz besonders gezierter Steifheit und geschmackloser Breite geschrieben, enthalten aber manches gar sehr Interessante, da die zu schildernden Personen allerdings ein reiches Leben dem Beschreiber lieferten, so daß es gar wohl der Mühe werth wäre, sie von neuem zu bearbeiten, wäre es auch nur wegen der beiden höchst ausgezeichneten Gattinnen der genannten Dichter. (Alles Gute und Lebendige in C's und B's Gedichten ist nur durch die Liebe zu ihren Frauen entstanden. Alles andere ist matt und krank oder todt.)

Eines der letzten Werke, zu dem König als Sächsischer Hofdichter veranlaßt wurde, war das beschreibende Gedicht: „August im Lager,“ von dem er einen Gesang hinterlassen hat. Der

Scherz ist bekannt, daß ihm in demselben nicht eben die Schilderung der Menschen, wohl aber die der Pferde gelungen sei; doch vergißt man hinzusetzen, daß er auch die großen Kuchen und das anderweitige Backwerk, das in jenem Lager verspeiset wurde, mit besonderer Heiterkeit und nicht ohne Glück beschrieben hat.

§. 54.

Man hat nicht selten die während des dreißigjährigen Krieges lebenden Deutschen Dichter recht sehr bedauert, daß sie in eine so unglückliche Zeit gerathen seien, und allerdings hatte man recht, es zu thun, so bald nur von stiller Muße und freundlicher Lebensgemächlichkeit die Rede ist. Wer aber viel zu verlieren hat, hat auch viel zu gewinnen, und große Weltbegebenheiten, besonders wenn sie einen nationalen Gehalt haben, regen auf eine wunderbare Weise die Kräfte an. So bei Opitz, der freilich ein Opfer der entsetzlichen Kriegesbegleiterin, der Pest, wurde, so bei Flemming, der selbst in Persiens Gefilden nur für den Ruhm seines Vaterlandes und seiner Freunde lebte, so bei Jakob Balde u. s. w. Diese und ähnliche Männer hatten denn doch etwas entschieden Großes gesehen, das sich bei ihrer Nation entwickelte, und ein solches Gefühl, entzündet in einer der Dichtkunst erschlos-

senen Brust, wird Leben verleihen jeglichem küh-
nen, oder fröhlichen, oder männlich trauernden
Gesang.

Der Westphälische Friede hatte Deutschland in seiner Einheit gebrochen und eine politische Schwäche begründet, der die Stärke der Einzelnen und der Nation, als solcher, nicht wehren konnte. Es vergingen indessen noch manche Jahre, ehe die Deutschen sich zu dieser Einsicht entschließen mochten, doch zuletzt mußten freilich Ludwigs XIV. Siege, und die endliche Durchsetzung aller seiner Plane, die traurige Ueberzeugung auch den ungläubig Stolzen geben, die sich ihr so lange geweigert hatten. Einzelne, für die Deutschen glückliche Ereignisse und rühmliche Thaten, während dieser sonst trüben Zeit, hatten die Dichter wenigstens epigrammatisch angeregt, wie etwa jemand, der dem Glücke nicht recht traut, doch wenigstens eine einzelne Stunde des Glücks rasch erfaßt und zu genießen strebt.

§. 55.

Als nun aber nach dem Frieden von 1713 und 14 eine nicht sehr erhabene Ruhe nach der Ueberanstrengung in Deutschland einkehrte, da fehlte es den deutschen Poeten fast gänzlich an einem großen nationalen Stoffe, und hätte nicht zum Glück Oesterreich einige Schlachten gegen die

Türken gewonnen, hätte nicht Eugen einige bedeutende Kriegsthaten mit Genialität und Kühnheit ausgeführt, so würde fast von gar keiner historischen Beziehung in der damaligen deutschen Poesie etwas zu vernehmen gewesen sein. Die redlichen Dichter fühlten sich freilich gekränkt genug, daß weder Karl VI., noch Friedrich Wilhelm I., weder Eugen noch Leopold von Dessau irgend einiges Interesse für ihre poetischen Bemühungen zeigten, aber sie besangen und lobten dennoch ihre wackern Kriegsthaten nach Kräften in gebundener und ungebundener Rede.

Indessen konnte dieser Stoff doch nicht immer ausreichen, und da man, mit wenigen Ausnahmen, sich noch keinesweges auf die romantische und phantastische Poesie verstand und meistens einer Veranlassung von außen her bedurfte, so nahm man diese, wie sie sich nun einmal im gewöhnlichen Bürgerleben zu bieten pflegt, und verschmähete selbst die für das Volk und die Nachwelt ganz geringfügigen Dinge nicht, um sie ein wenig poetisch anzumahlen. In den meisten Gedichtsammlungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts finden wir fast nur besungene Hochzeiten, Kindtaufen, Magisterpromotionen u. s. w., wobei das Bemühen, dergleichen nur für die Mitlebenden und Erlebenden wichtige

Dinge auf die Nachwelt zu bringen, nicht selten mit übertriebener und deshalb lächerlich werdender Feierlichkeit verbunden ist.

§. 56.

Schon in früherer Zeit hatte Canitz in einer nicht geistlosen Satire auf die damaligen Poeten, jenen Uebelstand dem Spotte preis gegeben:

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott, wie rasen nicht die Dichter um sein Grab!
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuern Leben
Nicht eine längre Frist als achtzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn sie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor die müssen wider Willen,
Sich traurig, ohne Trost, in Flor und Boi verhüllen,
Mehr Götter sieht man oft auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger im Gefolg mit zu der Leiche gehn.

(S. des Freiherrn von Canitz Gedichte, herausgegeben von J. U. König, Leipzig und Berlin 1727, S. 98.)

Nun giebt es freilich ausgezeichnete Talente, die selbst aus Unbedeutendem etwas Erfreuliches

bilden,

bilden, und das was nur subjektiv wichtig sein kann, zu objektiver Bedeutung umbilden, doch waren diese, wie bekannt, von jeher selten.

§. 57.

Stets aber blieb jenes Streben der deutschen Dichter, ja man möchte sagen: jene Sehnsucht nach nationalem Stoff. Sie ging so weit, und war so zauberischkräftig, daß sie selbst das Historischwiderstrebende nicht achtete, sondern es kühn zu etwas Nationalem umwandelte. Manchen edeln Dichtern ist dies gelungen, da sie stets die deutsche Gemüthlichkeit mitbrachten, das ewige Element, in dem der wahre National-Dichter allein gedeihet.

Es ist hier keinesweges bloß von den deutschen Poeten die Rede, sondern von den geistigen Repräsentanten der deutschen Nation überhaupt, denen man auch sonst wohl schon oft eine besondere Gemüthlichkeit zugeschrieben hat. Man soll aber dies Wort, weil es etwas recht Heiliges bezeichnet, nicht zu oft, und nimmer leichthin aussprechen, sondern in seiner ganzen tiefen Bedeutung nehmen.

§. 58.

(Nachtrag zu Seite 36. ff.)

Das über Bodmer gefällte Urtheil ist von einigen Lesern, wie mir bekannt geworden, zu

streng befunden: was sich in der That wohl vorher sehen ließ, da es etwas durchaus Neues, aber in diesem Neuen das einzig Wahre und Richtige enthält, was sich über B. sagen läßt. Es ist mir deshalb nicht wohl zuzumuthen, auch nur ein einziges Wort von denen, die über jenen Schriftsteller von mir gesprochen sind, zurückzunehmen, indem ich offen gestehe, daß ich es für recht sehr verdienstlich halte, ihn in das Licht gestellt zu haben, in welches er gehört.

Ueberhaupt, dünkt mich, ist die ganze Sache klar und einfach. Man betrachtet B. entweder als einen Dichter, oder als einen Kritiker. Was den erstern betrifft, so sucht ihn jetzt wohl kein Mensch mehr in ihm, so daß also nur die Frage nach dem Kritiker aufgeworfen werden könnte *),

*) Da bereits dieses ganze Buch vollendet ist, ersehe ich mir hier noch ein Plätzchen, um einer Recension des ersten Theils Erwähnung zu thun, die sich in den Heidelberger Jahrbüchern findet. Wäre dieselbe in einem aparten Werke, das etwa die Aufschrift gehabt hätte: „Vermischte Schriften, nebst kritischen Versuchen von Gumr" an das Licht getreten, so dürfte ich mit stiller Seele die ganze Sache ignoriren; da sie aber in jenen Jahrbüchern erschienen ist, die ich recht achte, und gern lese, so geht das nicht also, und es muß Einiges er-

und diese möchte wohl ihre beste Antwort in folgendem zusammenfassenden Bedenken finden. Werden wir einen Schriftsteller, der den Witz die

---

wiedert werden. Dieses Einige soll aber recht kurz und redlich sein, und in folgendem bestehen: Hr. G. hat eine sehr ausführliche Recension geschrieben, was immer doch, wie Niemand in Abrede sein wird, mehr Zeit wegnimmt, als eine kurze, und es scheint billig, daß jede Mühe erkannt werde. Deshalb nun lob ich ihn. Er fängt seine Arbeit mit Ruhe an, und sagt sogar mitunter einiges halbweg Erträgliche, was immer besser ist als das Unerträgliche, wiederholt dann einige alte Lektionen über Herder, Lessing, Schiller, Goethe u. s. w., fühlt dann (so scheint es), selbst einige innerliche Mattigkeit, hebt sich aber von neuem mit Gewalt, und schreibt sich zuletzt in eine gewisse verworrenhitzige, unruhigfreche Stimmung hinein, die ihm unmöglich vielen Spaß gemacht haben kann. Ich gebe indessen die Hoffnung nicht auf, es könne noch einst etwas aus ihm werden. Wenn er z. B einmal erfahren sollte, was es heißt, ein eigenes, freies Urtheil haben, wenn er ferner über den Witz, Humor, die Ironie, das Epigramm, den Styl, zur Klarheit gelangt, und er endlich tief innerlich das Wesen der Geschichte, und den Geist der Geselligkeit, der Philosophie und Religion erschaut, so wird er auch ganz gewiß eine recht sehr gute Recension anfertigen können, ja sogar ein eignes gutes Buch, was allerdings noch mehr ist. Dann wird ihm erst recht wohl werden.

Kräße des Geistes nennt, der die Musik haßt, den Reim verachtet, der jedes scherzende Spiel, es sei nun mit dem Universum, oder mit einem unschuldigen Wort, für ungebührlich erklärt, der seinen Haß gegen die deutsche Nation geradezu offenbart, und, da er selbst zu arm ist, um genügend gegen sie schelten zu können, von Mauvillon und Bouhours schlechte Späße erborgt, der Hans Sachs verachtet, und Flemming fade und unbedeutend findet, der Klopstock anfangs verzieht, und da dieser aus edlem Stolz ihm nicht mehr anhängen will, ihn tückischabgeschmackt angreift, der Lessing, Uz, Weiße, Gellert, Rabener, Rammler, Goethe u. s. w. mit gemeiner Wuth verhöhnt, der Leibnitz, Wolf, Baumgarten, und die Philosophie selbst nicht achtet, der die deutsche Sprache verderben und um ihren Wohllaut bringen möchte, der Hexameter macht, für die kein Wort des Tadels genügend ist, der sich selbst dem Sophokles an die Seite setzt u. s. w., werden wir, frage ich, einen solchen Mann einen Kritiker nennen dürfen, werden wir ihn achten können? Die Ueberklarheit der Sache macht jedes weitere Wort unnöthig, so wie denn auch ein wahrhaftiger, tiefgegründeter Ekel mir wehrt, noch irgend eines über B. hinzuzusetzen.

§. 59.

(Nachtrag zu S. 66.)

Johann Adolf Schlegel, merkwürdiger als Bruder von Elias, und Vater von August Wilhelm und Friedrich, denn als Dichter. Als letzterer gab er mehrere geistliche Oden, unter denen man ehedem besonders: „Gottes Größe in den Meeren“ bewundert hat. Indessen ließe sich wohl gleich von vorn herein die harmlose Einwendung machen, daß wohl noch niemand so seltsam gewesen sei zu behaupten, auf dem Lande zwar sei Gott allerdings groß, doch auf dem Meere werde man eben nicht viel davon gewahr. Der erste Vers des genannten Gedichtes scheint allerdings mit einem solchen nicht existirenden Individuum zu thun zu haben. — Fast alle seine Oden, obwohl einzelne Gedanken in denselben nicht verwerflich sind, erkältet eine gewisse Zahmheit und unerfreuliche Aufklärungsweise.

Wir besitzen ferner von ihm Fabeln und Erzählungen, die der Herausgeber, Karl Christian Gärtner, durch die Berufung auf Gellerts Beifall, zu schützen meinte. Indessen war es gerade Gellert selbst, der bekanntlich durch seine eigenen Fabeln den Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts ein Muster von Zierlichkeit und angenehmer Geschwätzigkeit gegeben hat,

und sein Beifallswort konnte nicht hindern, daß man eine Vergleichung Schlegels mit ihm anstellte, die dann natürlich nicht zu Gunsten des Ersten ausfallen konnte. Auch die damaligen Kritiker (1769) tadelten die Gedehntheit der Fabeln, die kalte Geschwätzigkeit der Moral und die Monotonie des Vortrags, und sie hätten dieses öffentlich ausgesprochenen Tadels nicht bedurft, da ihn wohl auch jeder Leser für sich mit leichter Mühe übernehmen konnte.

Als Kritiker befaßte sich Schlegel leider zu sehr mit dem Batteux, mit dem er, obwohl herzlich wünschend ihn zu verbessern, fast immer auf der Oberfläche herumtrieb.

Bei so strengem Tadel scheint es Pflicht zu sein, hier zu erwähnen, daß Schlegel als Prediger fast allgemein der größten Auszeichnung für werth gehalten wurde. Immerhin möge seine edle Persönlichkeit einen Theil beigetragen haben, den Beifall zu steigern; das Lob würde dadurch nur reiner werden, denn es giebt keine geistliche Beredsamkeit ohne tief innerliche Würde. Der Verfasser dieser Schrift hat den trefflichen Mann zwar nie selbst predigen hören, doch vertraut er in dieser Hinsicht dem Urtheile einer ganzen Stadt (Hannover), die noch heut zu

Tage mit inniger Achtung und Rührung an Schlegel zurückdenkt.

§. 60.

(Nachtrag zu S. 90.)

Einen großen Einfluß auf die Gemüthsstimmung und den Ton mehrerer Deutscher Dichter, besonders während des siebenten Decenniums, hatte der berühmte Young, dessen Nachtgedanken durch Eberts Uebersetzung jedermann zugänglich geworden waren. Es ist jenem Engländer ein rechter Ernst mit dem Ernst, der Schwermuth, den Klagen und dem Sichselbst-Verhüllen in Nacht. Ging er doch gar bei der Abfassung seiner Trauerspiele so gewaltsam gegen sich selbst zu Werke, daß er (wie die Sage geht) seinen Schreibetisch mit Todtenköpfen besetzte, damit seine Phantasie von ihnen, wie von einer gräßlichen Mauer, begränzt werde, und nimmer zu etwas Fröhlicherm hinüberflattern dürfe. Er hätte dessen nicht bedurft, denn jene Todtenköpfe waren bereits zur Gnüge in ihm, und man darf wohl von ihm sagen, er habe Freude gefunden am Schmerze und in dem Gram. Freilich gehen seine Klagen mitunter wohl ein wenig in eine superficielle Wehmuth und unangenehme Monotonie über; allein im Ganzen steht er dennoch ziemlich kräftig und in interessanter Einsamkeit

da, und manche seiner Klagen wissen wohl was sie wollen, und können nur leider die beruhigende Antwort nicht finden.

§. 61.

Die Uebersetzung seiner Nachtgedanken fiel bei uns in eine Zeit, die dem düstern Ton des Engländers durchaus nicht zuzusagen schien. Man war nämlich damals recht eifrig beschäftigt, den süßlich vergnügten Anakreon nachzuahmen und zu überbieten. Die Dichter versicherten in tausend Liedern, daß sie den ganzen langen Tag nichts weiter vornähmen, als trinken, küssen, sich salben und bekränzen in der Rebenlaube; an Sorg und Kummer, Grab und Tod zu denken sei ihnen ganz unsäglich zuwider. Allein was half's? Young hatte in England gezündet, und sollte nun auch Deutschland entzünden. Man hatte ohnehin schon gemerkt, daß das Publikum, welches so viele ernste Geschäfte hat, des ewigen Tändelns und Kosens müde werde, und so ward man es denn auch, oder machte wenigstens gute Miene zu dem bösen Spiel. Man nahm die Kränze ab, warf die Salben weg, und erklärte die Becher und Küsse für unstatthaft, man ging schaarenweise in einsame Gegenden, eben um in Gesellschaft der Einsamkeit besser zu genießen; man besuchte die Kirchhöfe, studirte die

Leichensteine, und ließ sich auch wohl von einigem Verwesungsgeruch anwehen, um eine erträgliche Melancholie zuwege zu bringen. So nun verarbeitet, brachten sie ihre Empfindungen über das Leben und dessen Leiden, über das Grab und dessen Ruhe, über die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. zu Papiere, wobei nur zu beklagen ist, daß fast alle diese Empfindungen gehaltlos und leer waren, und eben deshalb in das Leere gingen.

§. 62.

Einer schrieb: „Stunden der Einsamkeit," (Leipzig 1760) in welchen in der That fast nichts vorkommt, als Schrecken und Nacht, Zärtlichkeit und Donner, Thränen und Betäubung. Auch macht er, die Rührung zu erhöhen, und den Leser zu ängstigen, fast eben so viel Gedankenstriche als Worte. Ein anderer, noch verschlagener als jener, suchte sowohl den lustigen als den traurigen Lesern zu gefallen, und schrieb „Scherze der lyrischen Muse," (Leipzig 1760) in welche er, nachdem die ersten Bogen mit hergebrachter Scherzhaftigkeit gefüllt worden waren, plötzlich auch seine sämtlichen betrübten Empfindungen einschwärzte. Wes Geistes Kind er sei, und wie gern er mit erborgtem Feuer sich

begnüge, giebt er in folgenden nicht eben melodischen Hexametern zu verstehen:

Welche Namen sind es, die auf dem Weg, den du gehest,
Aus der Vollkommenheit Tempel, mit ewigem Glanze herstralen?
Ja, Du bist es, ehrwürdiger Young, Du bist es, o Harvey,
Und Du, Zachariä, Ihr alle sanget ein Nachtlied,
Schön und schaudervoll, wie die Nacht selbst. —
— — — — — — — — — — — —
O wie gräbt mir der Nacht demantene Kron' in die Seele
Tief viel wallende Freuden und süße Melancholie ein!
Hab' ich also kein Recht, dir, Muse, meine Empfindung
Und mein Herz zu vertrauen? —

§. 63.

Diese Methode, durch den Titel zu täuschen, schien Beifall zu finden; denn ein Dritter schrieb: „Mein Vergnügen in Zürich," (Halle 1761) wo aber durchaus an kein Vergnügen zu denken ist. Denn der Verfasser liebt nichts als alte Mauern, Leichensteine u. s. w. Ja er geht endlich so weit, daß er wünscht, es möge „der Verwesungsdunst aus der Asche seines Vaters

hervorsteigen und durch sein ganzes Wesen dringen, damit er in süße Betäubung entzückt werde." Ein Vierter endlich machte sich gar anheischig, alle sieben Tage dem Publikum mit überaus betrübten einsamen Nachtgedanken unter die Arme zu greifen, denn in der That gab er unter diesem Titel eine Wochenschrift heraus (Wien und Leipzig 1761); allein er hielt nur in Hinsicht des Termins Wort. Gar bald ermüdet ihn die Traurigkeit, und er theilt uns besonders ausführliche Nachrichten über das Jubiläum der Universität Jena mit, bei dem er selbst, wie billig, recht sehr vergnügt gewesen ist.

Auch Cronegk, Zachariä, Creuz u. s. w. haben viel in jenem Tone gesungen, der — es möge ein hoffentlich überflüssiges Wort nicht gescheuet werden, um jedes etwanige Misverständniß zu beseitigen, — durchaus keinen Tadel verdient, sobald er nur redlich und klar aus einer tiefen Seele strömt. Allein Zachariä ist durchaus arm an großen Gedanken und Empfindungen, ringt vergeblich nach Tiefe, und giebt nur alltäglichen schwer hinwandelnden Ernst in einer fast beispiellos unharmonischen Sprache. (Mit dem harmlosen Scherz gelingt es ihm schon besser.) Cronegk ist leicht und gefällig im Ton, doch nicht selten wäßrig und dünn. Das in

ihm wohnende Bessere hatte er bereits an seine Trauerspiele, obwohl auch diesen bekanntlich eine höhere Bedeutsamkeit abgeht, hingegeben, und seine lyrischen Gedichte mußten sich deshalb mit dem traurigen Rest begnügen.

§. 64.

Ueber Friedrich, Carl, Casimir, Freiherrn von Creuz dürfte indessen ein etwas ausführlicheres Wort nicht überflüßig sein, da er fast ganz verschollen zu sein scheint.

Schon in den Jahren 1742 und 43 wurden einzelne Gedichte von ihm in vermischten Sammlungen abgedruckt, die nicht beachtet wurden, obwohl die dürftige Zeit sie dankbar hätte aufnehmen sollen, da sie wenigstens besser waren, als das Meiste, was damals an den Tag kam. 1751 erschienen seine Oden; doch auch sie wurden fast ganz übersehen. Unabgeschreckt durch die ihm begegnende Kälte, gab er endlich 1760 seine „Gräber" heraus, die aber gleichfalls nur selten angezeigt wurden, bis endlich Herder ihnen einen ehrenvollen Platz anwies, und das Stillschweigen der Litteraturbriefe über dieses Werk tadelte. Creuzens Misgeschick kam größtentheils daher, daß Gottsched ihn gelobt hatte, an dem man nun einmal schlechterdings kein gutes Haar finden wollte. Im Jahr 1769 erschienen endlich

die sämmtlichen Werke des Dichters in zwei Theilen (Frankfurt am Main bei Varrentrapp), die uns ihn leicht überschauen lassen. Sein Geist war weder sehr tief noch glänzend, aber sorgsam und nachdenklich, sein Gemüth kränklich, aber in dieser Kränklichkeit nicht zerrissen, und nicht ganz ohne Melodie. Für die Ode fehlt es ihm an Kraft und Feuer, doch hat er sich leider in dieser Gattung nicht selten versucht. Seine Briefe, deren eine große Menge mitgetheilt sind, größtentheils litterarischen Inhalts, sind voll unsicherer Kritik, die in eine enge Subjektivität hinein gebauet ist. Ein merkwürdiges Beispiel, wie wenig er eine geniale Prosa zu begreifen im Stande war, findet sich im achtzehnten Briefe, wo er den Styl einiger Neueren (ohne Zweifel meint er Lessing und Herder) höchst charakteristisch für ihn, die bestürzende Schreibart nennt. Er hatte sich so sehr an das gewöhnliche Geländer der Prose gewöhnt, daß ihn jeder kräftigere Gang bestürzt machte. Wie überhaupt so seltsam sich Wahres und Falsches in ihm mische, zeigt sich unter andern im 24 und 26sten Briefe. Im ersteren bemerkt er sehr richtig, wie wenig die französische Poesie sich über die Prosa erheben könne, und in dem zweiten kann er durchaus nicht begreifen, wie Lessing

zu der Unart gekommen sei, den Cicero einen schlechten Philosophen zu nennen. Gegen die Lieder des Scherzes, mitunter wohl gar gegen die der Freude, äußert er entschiedene Abneigung, und es hilft ihm wenig, wenn er hinterher gewissermaßen widerruft, und erklärt, er wolle den Parnaß darum doch nicht zu einem Castrum Doloris machen. Seinen Trauerspielen Socrates und Seneca mangelt durchaus alles, was Anspruch auf Lob geben kann. Selbst die Wahl der Stoffe ist durchaus verfehlt, und man erinnert sich, wie auch Kleist am Seneca scheiterte. Creuz hat wenigstens demselben dadurch ein tragisches Interesse zu geben gesucht, daß er den gegen Nero Verschworenen die Absicht leihet, den Seneca auf den Thron zu setzen, welches auch Tacitus als eine Sage anführt.

§. 65.

Das einzige große Gedicht: „Die Gräber" begründet des Dichters Ruhm, denn hier ist sein Gemüth ganz in seiner Sphäre. Wir fühlen es mit Theilnahme, wie tief die mannigfaltigen Drangsale des Lebens ihn verletzt haben, deren er schon in früheren Gedichten gedacht, z. B.

Mich, der ich meine schönsten Jahre
In dem Verborgnen hingeweint,
Mich spart der Tod?

und an einer andern Stelle:

Geheimer Sorgen voll,
Die einst ein Grab mit mir der Welt verbergen soll,
Hauch' ich mein Leben hin, und find' in meinen Klagen
Oft einen Trost, den Zeit und Glücke mir versagen.

Wir sehen es klar, daß er sich selbst meint, oder wenigstens meinen durfte, wenn er von Young die rührenden Worte sagt:

Der wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,
Zu seiner wunden Brust die große Zuflucht nahm.

Solche Leser, die den Sinn dieser Zeilen klar in sich aufnehmen können, d. h. die bereits in bedeutenden Momenten etwas Aehnliches empfunden, oder gar mit denselben Worten ausgesprochen haben (weil es in der That keine andre dafür giebt), werden sich ihm, durch die Mittheilung derselben auf eine entschiedene Weise angenähert fühlen, und ihm dafür, milde genug, die oft sich einschleichende Monotonie verzeihen, die bei einem Stoffe wie der gewählte ist, allerdings nicht ausbleiben konnte.

§. 66.

Thomas Abbt. Herders Ausspruch über ihn, als er die einzelnen Züge desselben zu einem

Bilde sammelte, lautet kurz und rasch folgendermaßen: Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers, des gemeinen Mannes; nicht ein Gelehrter: er war durch die Geschichte, wie unter Thaten gebildet: in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit französischen Wendungen und brittischen Bildern mischte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas biblische Sprache behielt; und übrigens nicht für den strengen systematischen Vortrag. (Man vergleiche: Ueber Thomas Abbt's Schriften. Der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück 1768. S. 51.)

Während in Deutschland so manches höchst ausgezeichnete Genie (z. B. Flemming, Hamann, und wenigstens die ersten zehn Jahre, auch Jean Paul) nicht eben erkannt und nach seinem ganzen Werthe geschätzt, ja wohl gar nicht selten hart angefahren und getadelt wird, genießen manche an das Mittelmäßige streifende Geister, insonderheit aber die welche man etwa zur Hälfte gut nennen darf, eine besondere Verehrung und fast allgemeine Liebe. So ist es Abbt ergangen, dessen Werke vom Verdienst und vom Tode fürs Vaterland, ohne Zweifel etwas zu voreilig, für klassisch gehalten wurden. Sie enthalten ein Aggregat von guten und halbguten Gedanken, de-

nen weniger Klarheit als Tiefe fehlt, so wie denn auch in dem technischen Bau derselben die logische Ordnung nicht selten vermißt werden dürfte. Indessen möge allerdings auch der Zeit gedacht werden, in der sie erschienen (die sechsziger Jahre), eine Zeit, die zwar bereits treffliche poetische Erzeugnisse geliefert hatte, aber wenige Muster für die dogmatische Schreibart aufweisen konnte. Nun ist zwar Abbts Schreibart nichts weniger als rein und in sich selbst einig, und er selbst erkennt an seinem Styl einen Hauptfehler, nämlich das Erzwungene, so wie er nicht minder sich den Vorwurf macht, zuweilen entfernte Anspielungen auf Stellen aus der heiligen Schrift angebracht zu haben, wozu ihn der damals in Deutschland herrschende Geschmack verleitet. Abgerechnet, daß Abbt durch den letzten Vorwurf, einen wenigstens im Allgemeinen ungerechten Tadel auszusprechen scheint, so dürfte überhaupt seine S c h r e i b a r t, trotz ihrer Fehler, gerade das sein, wodurch er am mächtigsten gewirkt hat.

§. 67.

Die deutsche Sprache, die noch unter Luther so jugendlich stark und in rüstiger Frische aufgetreten war, hatte seitdem viel von ihrer inneren Kraft verloren, sie war zahm und alt geworden. Abbts Bemühen, sie zu ihrer alten Ju-

gend zurückzuführen, verdient hohen Ruhm, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß seine Kräfte nicht hinreichten, um das schöne Vorhaben genügend auszuführen. Wäre es doch kaum möglich gewesen, daß ein Einzelner, der fast allein stand, und den obendrein ein früher Tod wegraffte, so Großes habe ausführen können. Genug, daß er uns die Stelle zeigte, wo reines Gold der Sprache zu finden ist, und es soll nicht verkannt werden, daß besonders zu seiner Zeit die Wünschelruthe des Genie's dazu gehörte, um jene Stelle zu finden.

Ist deshalb vorhin angeführt worden, daß seine Zeit ihn wohl ein wenig überschätzt habe, so soll dadurch für dieselbe kein Tadel sondern eher ein Lob erwachsen, im Falle sie wirklich in dem edeln Bemühen den Hauptpunkt sah, und von demselben aus weiter zu kommen gedachte. Dazu kam denn noch der bereits oben angegebene frühe Tod dieses Schriftstellers, und es ist bekannt, daß ein solcher Umstand viel Gewicht bei dem deutschen Publikum habe. Auch hier möge kein Vorwurf gehört werden, denn immer bleibt es ein rührender Anblick, das Talent in der Mitte seiner Laufbahn hinweg genommen zu sehen, und gleichsam im Bunde mit dem Frühgeschiedenen ersetzt die Fantasie gern und willig

was er zwar nicht geleistet hat, wohl aber, nach Maaßgabe seiner Kräfte, hätte leisten können.

§. 68.

C. C. L. Hirschfeld. Er schrieb vom Landleben, von der Gartenkunst, vom großen Manne u. s. w. Er ist klar, aber nicht tief, allgemein verständlich und populär; erreicht aber diese Eigenschaften nicht selten durch das betrübte Aufgeben jedes Höheren, und das sich Anschmiegen an die bequeme Nachdenkens-Unlust. Als Schilderer des Landlebens steht er unter Thomson und Kleist: auch ist er nicht individuell und charakteristisch, sondern giebt nur das Allgemeine, sich von selbst Darbietende. An ein tieferes Eindringen in das Wesen und die Seele der Natur (welches indessen auch wohl bei den früher genannten Schriftstellern vermißt werden möchte), ist bei ihm durchaus nicht zu denken. Dennoch wird er nicht selten erfreuen durch die stille Zufriedenheit, und genügsame Geschlossenheit seines Gemüths, die hier häufig zur Sprache kommt.

In der Art, wie er einen Gegenstand popularphilosophisch zu behandeln pflegt, hat man entfernte Aehnlichkeit mit Abbt finden wollen, doch ist sie in der That so sehr entfernt, daß billig gar nicht davon die Rede sein sollte. Abbt ist kühner und gedrängter, obwohl zuweilen un-

steif und gezwungen, während Hirschfeld sich in einer gewissen zierlichen Mittelmäßigkeit gehen läßt und auf die weichste Melodie der Sprache ausgeht, welche Abbt, wenn auch nicht immer mit Glück, in ihrer kräftigen Wurzel anzufassen bemüht ist.

Wie es aber, wenn innere Stärke ermangelt, mit dem Streben nach einem fließenden und melodischen Styl zu geschehen pflegt, daß es meistens nur weiche, fast hinschlummernde und Schlummer bereitende Monotonie bereitet, so auch hier bei Hirschfeld, wie in seinem „Landleben,“ so bei seinem „großen Manne.“ Man sollte glauben, daß ein Gegenstand wie der letztere auch dem Style nothwendig Energie und Kürze verleihen müsse, doch wird man hier nur vergeblich nach diesen anziehenden Eigenschaften suchen. Es ist wohl der Mühe werth, bei diesem Gegenstande noch einige Momente zu verweilen, damit ein bestimmtes Bild gegeben werde von dem, was man noch vor etwa vierzig Jahren eine höchst angenehme und wohltönende Schreibart nannte.

§. 69.

Nachdem Hirschfeld in dem Eingange seiner Schrift vom großen Manne manche Vorurtheile zu widerlegen gesucht hat, nach welchen die Men-

schen nicht selten die besagte Mannesgröße beurtheilen, nachdem er deshalb mit nicht besonderem Scharfsinn das sich von selbst Verstehende beweisen, daß nicht wichtige Aemter, nicht die Verdienste der Vorfahren, Reichthum u. s. w. den großen Mann ausmachen, wendet er sich endlich zu der Frage, ob man die Attila's zu den großen Männern rechnen dürfe, und läßt sich also vernehmen: „Es giebt unter den Menschen noch eine andere Art von Leuten, die sich den Beinamen der Großen ganz eigen gemacht zu haben scheinen. Und wer sind denn diese? Wir dürfen nur einige Züge aus ihrem Gemälde herausziehen, um sie gleich kenntlicher zu machen. Um die erste Gewalt und die Güter anderer an sich zu reißen, oder aus Ekel an der Ruhe, die Waffen in die Hand nehmen, den Bürger seiner Werkstätte, und den Landmann seinem Pfluge entziehn, und sie zum Dienste seiner Leidenschaften, zur Ausführung seiner eigennützigen und herrschsüchtigen Entwürfe rüsten, mit erhitzten Kriegsheeren alles in Bewegung und Unordnung setzen, den Frieden und den Wohlstand seines eigenen Vaterlandes untergraben, die friedfertigen Nachbaren neben sich ausrotten, die Freiheit ganzer Völker zerstören, und sie unter ein hartes Joch bringen, sich alles mit

dem Schwerdte unterwürfig machen, und was ihm widersteht mit Flammen verwüsten, den Unerzogenen ihre Väter, den Müttern ihre Söhne, den Weibern ihre Männer, den Jungfrauen ihre Unschuld, den Dürftigen ihr Brodt, den Städten ihre Schätze und den Tempeln ihre Heiligthümer rauben, sich an dem Wehklagen der Länder, an dem Geschrei der Verwundeten, an dem Röcheln der Sterbenden ergötzen, und in Strömen von Blut und Thränen seiner Nebenmenschen, unerweicht, und mit frecher Stirne einhergehen, — o Marius, o Sylla, und wie Ihr sonst heißt ihr ungerechten Eroberer, welches menschliche Herz kann die völlige Auszeichnung Eures schrecklichen Bildes ertragen?“

§. 70.

Das menschliche Herz, dünkt uns, würde jene völlige Auszeichnung recht wohl ertragen, da es bekanntlich sich nicht weigern darf, in Gesellschaft des Verstandes Geschichte zu studieren, doch hat es allerdings ein Recht, bei der Hirschfeldschen Schilderung, (die hier angeführt worden, weil sie ehedem für ein Muster gehalten ist) ein wenig mismüthig zu werden, so daß auch die Fortsetzung der Rede hier ausgelassen worden ist. Es ist keine ausführliche Beurtheilung dieser Gattung von Beredsamkeit nöthig,

denn wer könnte sich nicht auch selbst also fragen: Wo ist hier ein Gedanke, den man nicht allenfalls auf jeder Straße bequem finden könnte? ist nicht überall der Mechanismus in der Sprache sichtbar, und muß nicht ein solcher jedes noch nicht mechanisch gewordene Gemüth lähmen, oder für den bezweckten Eindruck verhärten? Ist hier nicht eine Trockenheit sichtbar, die an Shakespear's „Ueberrest von Zwieback nach der Reise" oder an dessen „Butterfrauentrab der Prosa" erinnert?

Nur wer kräftig, tief, und klar denkt und empfindet, wird das Geheimniß der Beredsamkeit anschauen und in sich aufnehmen. Anweisungen können uns nur vor Fehlern schützen, aber das Positivgute nicht verschaffen. Daß man das Letzte eine geraume Zeit geglaubt, hat unendlich geschadet, und, da obendrein meistens nur schlechte Anweisungen vorhanden waren, jenes Wühlen in abgestandenen Bildern, jenes mechanische Handhaben und Herumschleudern der Worte veranlaßt.

Wenn deshalb Hirschfeld hier ein Beispiel von jener gelernten Beredsamkeit geben mußte, so möge Niemand glauben, als sei gerade er am meisten mit derselben behaftet gewesen. Dem ist nicht also; sondern er wurde hier gewählt, um

zu zeigen, daß selbst manche anderweitige Fähigkeiten und Talente nicht schützen konnten vor dem übeln Einflusse jener falschen frühgelernten Rhetorik. Uebrigens schrieben wenigstens zwei Drittheile der damaligen Schriftsteller noch bei weitem verfehlter, ja fast alle gedruckte Kanzelredner der damaligen Zeit hätten hier Beispiele geben können, wären sie nur so bedeutend, als H. sonst allerdings beziehungsweise genannt zu werden verdient.

§. 71.

Stephanie der Jüngere. Wir finden unter den Deutschen Schauspielern, welche zugleich als dramatische Dichter auftraten, manche, denen die Poesie gewissermaßen nur als Folie der mimischen Darstellung zu gelten scheint. Sie betrachten die Worte nur als Exponenten, und die Bühnendarstellung als den Factor, weshalb denn auch die ersteren meistens etwas dürftig ausfallen, damit das Talent des Schauspielers, der dem Todten Leben giebt, desto glänzender erscheine. So läßt sich denn auch von den meisten Schauspielen des jüngeren Stephanie nicht viel Bedeutendes rühmen. Sie sind für ihre Zeit und für den Ort berechnet, und machten damals, wie die Theaternachrichten lehren, ihr Glück; jetzt aber, da jene Zeit vorbei gegangen

ist und jener Ort sich verändert hat, sind sie so ziemlich vergessen worden. Nur ein Einziges hält sich, und wird sich hoffentlich noch lange halten, die ergötzliche Oper vom Doctor und Apotheker, die, wenn gleich theilweise aus dem Französischen entlehnt, ein frisches, fast originales Leben verräth. Es findet sich in diesem Stück unter andern auch eine Stelle über das Schicksal, die als wahrhaft klassisch bezeichnet zu werden verdient, indem hier ein seltener unschuldig prophetischer Witz waltet, der besonders seit etwa zwölf Jahren eingetroffen ist, oder wenn man lieber will, eingeschlagen hat.

§. 72.

J. von Sonnenfels. Er hatte die löbliche Absicht, für die Verbesserung des Geschmacks, besonders in Beziehung auf die Bühne, wirken zu wollen, und da ihm Wien, wo er lebte, mit Recht als vorzüglich wichtig erschien, so eröffnete er sich dort einen ausgezeichneten Wirkungskreis. Mit einer gewissen halbfranzösischen Bildung, konnte er indessen nicht viel Großes ausrichten, so wie denn überhaupt der Mittelweg zwischen Lessings Strenge und Gottscheds bequemer Accommodation kein rechter Weg zu sein scheint, denn zwischen dem Wahren und dem Falschen liegt nur das ganz Leere und Nichtige.

Man hat ihn ehedem sehr häufig gerühmt, daß er so muthig gewesen sei, sich dem Harlequin zu widersetzen, und stets auf Anstand und Feinheit auf dem Theater zu dringen. Dieses Lob scheint indessen sehr zweideutig, denn Harlequin, besonders der Italienische und Deutsche, ist gewöhnlich eine höchst unschuldige Person, die für die ehrliche Bemühung, das Publikum in eine lustige Stimmung zu versetzen, keinesweges verdient so hart angefahren zu werden, als es von Sonnenfels geschehen ist. Sein Haß gegen das Extemporiren im Schauspiel geht über alle Grenzen; ja er scheint nicht übel Lust gehabt zu haben, jeden frischen Witz und muthwillige Posse zu unterdrücken, damit nur das hervortreten könne, was er für elegante Korrektheit hielt. Erwägen wir ferner, wie engbrüstig und geistlos sich jene Korrektheit, besonders in den sechsziger Jahren, wo Sonnenfels wirkte, bei den Deutschen gebehrdete, so gewinnt dadurch fast sein ganzes Bemühen das Ansehen eines trübseligen Irrthums. Einen solchen kauft man wohl immer in jeder Hinsicht zu theuer; am theuersten aber, wenn man die gute alte Deutsche Spaßhaftigkeit dafür hingiebt, der man, weit entfernt ihr zu wehren, lieber Thor und

Thüren öffnen sollte, damit sie nur desto bequemer eindringen könne.

§. 73.

Ueberhaupt ist es nur ein enger Kreis von ästhetischen Ansichten und Urtheilen, in denen sich S. bewegt. Da er aber sehr leicht zu verstehen ist, und dies Leichte stets mit einiger Feierlichkeit vorbringt, da ferner sein persönliches Bestreben, frei von jedem Eigennutz, überall den besten Willen zeigte, so ist er deshalb sehr häufig gerühmt worden, bis man ihn endlich, seit der gänzlichen Verbannung des Hanswurst, gleichfalls mit aus dem Gedächtnisse verbannt hat. Der ergötzliche Besiegte und der trocken ernste Sieger wurden, wie es scheint, von den Deutschen in Ein Grab gelegt, nur daß, wie bereits früher bemerkt worden, der Erstere, als eine allegorische Person, seine Unsterblichkeit geltend gemacht hat, und in mannigfaltiger Verkleidung und mit verklärtem Leibe aus dem Grabe aufgestanden ist.

Das gegebene Urtheil über S. zu rechtfertigen, bedarf es nur der Anführung zweier seiner Schriften: „Briefe über die Wienerische Schaubühne," (Wien 1768) und „Therese und Eleonore," eine Wochenschrift (Leipzig 1769).

§. 74.

Christ. Adolf Klotz, geb. 1740, gest. 1771. Dieser Schriftsteller giebt ein merkwürdiges Beispiel, wie mißlich und unsicher es ehedem in Deutschland mit dem litterarischen Ruhme gestanden habe, und vielleicht auch noch stehe, denn es ist ihm, während seines kurzen Lebens, eben so häufig der Lorbeerkranz als die Dornenkrone aufgesetzt worden. — Bei den ernsten Deutschen ist die Langeweile nur selten die freundliche Mutter der Musen geworden, wozu sie Goethe hat machen wollen, desto öfter die Ruhmbegierde und die Vergnügungssucht. Alles, selbst das Beste, was Klotz gelehrt und geschrieben hat, war lediglich auf den einen Zweck hingerichtet, jenen unbezähmten Neigungen zu fröhnen, und es gelang ihm damit eine Zeitlang nicht übel. Im Besitze einer großen Gewandtheit im Lateinischen Styl schrieb er: Mores eruditorum und opuscula poetica (Altenburg 1760 und 61), Werke, die allerdings einige Spuren von Talent verrathen, obwohl die besseren satyrischen Züge in dem ersteren, und das hie und da erscheinende Feuer in dem letzteren Werke größtentheils erborgt worden sind. Klotz hatte die Freude, sich in den so häufig und so streng tadelnden Litteraturbriefen gelobt zu sehen; aber es ward dem

zwanzigjährigen Jünglinge schwer, sich in das Glück dieser Celebrität zu finden. Dennoch ging es eine Weile damit gar gut. Er schrieb lateinische Recensionen, bei denen man die Mittelmäßigkeit des Inhalts, um der Eleganz der Sprache willen, verzieh; ja es hatte diese letztere für manchen Deutschen Gelehrten einen solchen Reiz, daß mehrere Bücher mit der Hauptabsicht geschrieben wurden, um in Klotzens zierlichem Latein gelobt zu werden. Doch er lobte fast nur, wenn er hoffen durfte wiedergelobt zu werden, und allerdings täuschte ihn diese Aussicht fast nie: denn der stillschweigende Kontrakt hatte, und hat auch wohl noch, nur zu oft seine Gültigkeit, während das gutmüthigere Publikum an dergleichen betrübte Gelehrtentraktate nicht glauben mag.

§. 75.

Endlich stimmten selbst Männer, wie Lessing und Herder, ein Loblied Klotzens an, und es schien nun, als stehe sein Ruhm wie auf ewigen Säulen. Allein es war nichts als ein schnell vorübergehender Traum, und eine Unsterblichkeit von etwa acht Jahren gewesen. Um des Thersites und der geschnittenen Steine willen veruneinigte er sich mit Lessing, und nun ward ihm von diesem ein Gericht gehalten, das an

Schärfe und Bitterkeit alles übertrifft, was Lessing bis dahin geschrieben. Zwar hatte man noch vor Kurzem in dem Laokoon gelesen, Klotz sei ein Gelehrter von sehr richtigem und feinem Geschmacke, doch jetzt war das längst verwirkt, und er wurde mit einem wahren Phalanx von Gelehrsamkeit und dialektisch bitterm Witze angefallen.

Das Publikum, welches von den geschnittenen Steinen, die sich hier so breit machten, nichts Sonderliches wußte, vom Grafen Caylus nur sehr wenig und vom Guilianelli gar nichts gehört hatte, dem ferner Marcus Tuscher und Christoph Becker die gleichgültigsten Personen von der Welt waren, begriff durchaus nicht, wie man über dergleichen harmlose Dinge so heftig an einander gerathen könne. Es überschlug daher in den antiquarischen Briefen sämmtliche gelehrte Bemerkungen über die geschnittenen Steine, nach deren Besitz es nie eine beträchtliche Sehnsucht gezeigt hatte; las aber desto eifriger den reinpolemischen Theil derselben, und hatte seine große Freude daran, wie zwei berühmte Männer so heftig mit einander stritten, und besonders Lessing so gar sehr witzig, bitter, gelehrt und sophistisch war.

§. 76.

Jetzt, da Klotzens Berühmtheit durch einen so gewaltigen Gegner erschüttert worden war, und auch Herder seine anfänglich güte Meinung von ihm zurücknahm, folgten auch andere deutsche Schriftsteller nach, und drangen mit solcher Heftigkeit auf ihn, daß der noch vor kurzem Gefeierte mit einem Male als der Gegenstand eines fast allgemeinen Hasses dastand, und des Aufgebotes aller Kräfte vonnöthen hatte, um nur einigermaßen sich zu wehren. Um seinen sämtlichen Gegnern die Spitze bieten zu können, hatte er schon im Jahre 1767, noch vor dem Ausbruch des Kampfs mit Lessing, mit mehrern litterarischen Freunden zur Herausgabe der Hallischen Bibliothek der schönen Künste sich vereinigt, und dieses Institut wurde nach und nach der Strebepfeiler der Klotzischen Tendenzen, den mehrere jüngere Freunde mit aller Kraft zu stützen trachteten. Jene Bibliothek enthält, bei wenigem einzelnen Trefflichen, einen großen Theil der litterarischen Streitigkeiten der Jahre 1767 bis 71, und ist besonders merkwürdig durch die schmähliche Art und Weise, wie hier Herder und Hamann beurtheilt werden. Es ist leicht zu ermessen, wie das größere Publikum jene genialen Männer betrachtet haben müsse, wenn selbst

der nicht eben talentlose Klotz so ganz verkehrt über sie aburtheilen mochte.

Die Strafe blieb nicht aus, und wie es wohl im praktischen Leben zu geschehen pflegt, daß der, den nach und nach die gute Gesellschaft von sich verbannt, endlich auch wirklich verschlechtert werde, so finden sich auch in der Litteraturgeschichte manche ähnliche Beispiele. Klotzens Gemüth bekam eine betrübte Säure und Bitterkeit, die sich selbst wohl das meiste Herzeleid verursacht; doch um sich einigermaßen zu helfen, gezwungen ist, sich in herben Recensionen umzusetzen. Man kann nicht läugnen, daß seine Indignation mitunter von einigem Witz begleitet sei, und daß, da ihn, außer jener guten Gesellschaft, auch manche schlechte ausstieß, er wohl im Stande war, der letztern Reue genug zu bereiten. Einige Biographien sagen, es sei zuletzt unter ihm und seinen Anhängern Grundsatz geworden, daß jede Recension dem Gegner eine böse Stunde bereiten müsse, eine Maxime, die noch heute von ihm den Namen hat. Daß bei Kl. ein solches Axiom zum Bewußtsein gekommen sei, ist indessen gar sehr zu bezweifeln; es findet sich überall nur die gereizte, ewig unbefriedigte Eitelkeit, die sich wohl nie in sanften und zierlichen Worten zu expectoriren pflegt.

§. 77.

§. 77.

Ein frech possenhaftes Buch: „Skurrilische Briefe," an denen er Theil nahm, schadete seinem ohnehin schon gesunkenen Ansehen in der litterarischen Welt noch mehr, und er verließ sie (31. Dec. 1771.) mit zerrissenem und zersplittertem Talent, mit dem Gefühl einer häufig misbrauchten Kraft. Keines seiner Bücher hat ein wahrhaftes Leben in sich, keines wird seinem Namen Dauer geben, und die Berühmtheit, nach der er fast ausschließlich strebte, *) ist längst zu einer bloßen temporären Berüchtigtheit geworden. Wenn es wahr ist, was mehrere seiner Biographen angeben, daß er sehr häufig das seichte Wort im Munde führte: Une éternité de gloire vaut-elle un jour de plaisir? so ist zu fürchten, daß er selbst den letzteren nicht er-

*) Wie weit es mit Klotzens Ruhmsucht ging, beweißt unter andern auch der Umstand, daß sämmtliche deutsche oder lateinische Schriften, in denen sein Name mit Ruhm genannt worden war, in seiner Bibliothek sogleich recensirt wurden, wobei man jedesmal, und zuweilen auf sehr ungeschickte Weise, die Stelle anführte, in welcher der Weihrauch gespendet worden. Seine Freunde schrieben nicht leicht auch nur einen Bogen, in dem sein Name fehlte, so daß es fast das Ansehen hat, als sei ein förmlicher Befehl an sie ergangen.

reichte, indem die verletzte und unbefriedigte Eitelkeit, selbst dem wehrt, was man plaisir nennt. Von gesicherter Friedlichkeit und heller Freudigkeit im Innern, selbst nur auf Stunden, kann nun vollends gar nicht bei ihm die Rede sein. Um deswillen ist Klotzens litterarisches Leben lehrreich warnend, und es schien gar wohl der Mühe werth, von ihm mit einiger Ausführlichkeit zu reden. *)

§. 78.

Allgemeine Bemerkungen, in Beziehung auf die Geschichte der weitern Ausbildung der deutschen Litteratur.

Rechnen wir nach, was insonderheit wäh-

---

*) Noch verdient hier, wenigstens in einer Anmerkung, bemerkt zu werden, wie leichtsinnig bequem K. mit den alten Klassikern verfuhr, deren er einige herausgab. So heißt es z. B. in seinem Strato (Altenburg 1764) sehr häufig: non intelligo, non capio, non assequor sensum, welches man leider nicht für bescheidene Einsicht in seine mangelhafte Kenntniß halten darf, denn nur zu oft äußert er vornehm genug, es fehle ihm nur an Zeit, um alles aufs Reine zu bringen, z. B. in der Vorrede: Neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Seine Urtheile über das Charakteristische der zu edirenden Dichter sind oft in flacher Allgemeinheit gehalten, z. B. Quot leges carmina, omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poëtis dictasse videntur.

rend der letzten Decennien, dem höheren Streben unsrer Litteratur, so wie der Neigung der Nation für dieselbe, geschadet hat, so finden sich der Punkte gar viele, die hier verderblich wirkten, doch unter den vielen drängen sich etwa fünf bis sechs als ganz besonders unheilbringend hervor, die hier wohl einer genauern Erwägung werth sind:

Zuvörderst. Freilich war bereits durch Ludwig XIV. die in ihrer Alterthümlichkeit ehrwürdige Grundverfassung Deutschlands, als eines politischen Körpers, gewissermaßen umgeworfen, oder doch wenigstens, nach gelockertem Bande, in ihrer Schwäche gezeigt worden. Die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswik und Rastatt mußten gerade bei dem edleren Deutschen eine trübe Ahndung von der nahenden Auflösung eines Vereins geben, der in der Zeit der Hohenstaufen bis zur Reformation, ja bis zur Zeit des ausbrechenden dreißigjährigen Krieges so glänzend und mächtig dagestanden. Nur die Schwäche Philipps von Orleans und des funfzehnten Ludwig verzögerte das gänzliche Zerreissen. Und dennoch, welche Rolle spielte das deutsche Reich, als politischer Körper, in dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1732 und den

folgenden! Zwar brachte der siebenjährige Kampf Friedrichs II. den alten Kriegsruhm in seiner ganzen Glorie zurück, aber es rissen dafür auch manche Bande, durch die bis dahin das alte Deutschland an einander gehalten wurde. Die alten Formen schwanden, und der alte ehrwürdige Reichskoloß entbehrte fortan des weiten Purpurmantels, ohne den er sich sonst nicht häufig gezeigt hatte.

§. 79.

Ferner. Die deutsche Philosophie war beinahe funfzig Jahre lang in die Regel Wolfens und Baumgartens gebannt. Sie war Logik und Metaphysik nach herkömmlich halbscholastischer Form, während die wahrhafte Scholastik, die in der That einigen Trost hätte gewähren können, fast verachtet wurde. Bei aller Hochachtung, auf die jene Männer durch gründliche Darlegung einzelner Disciplinen der Wissenschaft Anspruch machen dürfen, muß es verstattet sein, zu bemerken, daß sie die eigentlichen Anfangspunkte und die beiden großen Fragen der Philosophie nicht nur nicht lösten, sondern sie umgingen, daß sie, wenn das Wort nicht befremdet, weder das Ich noch die Natur in Freiheit setzten. Welchen Einfluß nun der Umgang

mit einer solchen Philosophie auf die Dichter ausüben mußte, liegt am Tage.

Ferner. Von jener trockenen Metaphysik endlich ermüdet, ging man mit raschem Schritt zur Seichtigkeit über, und damit diese das Zeitalter sogleich recht an der Wurzel ergreifen möge, so wandte man sie zuvörderst auf die Pädagogik an. Dem alten Pedantismus zu entfliehen, wehrte man nun auch jeder Anstrengung und dem Streben nach etwas Gründlichem, und höhnte dasselbe als unbehülfliche Altväterlichkeit, deren unerfreuliches Wesen man Gottlob endlich erkannt habe. Man wollte die Arbeit zum Spiele machen, und sie wurde bald zu etwas viel niederem: zu einer faden Spielerei, die das Gemüth erkalten ließ, und den Menschen zu einem kraftlosen Wesen machte. Da man nun einem solchen, seiner Schwäche sich allgemach rühmenden Wesen nicht viel mehr zumuthen durfte, so war man auf eine Sichtung der Wissenschaften bedacht, und fing an, sie einzutheilen in die wissenswürdigen und nicht wissenswürdigen, in die nützlichen und unnützen, oder doch entbehrlichen. Hier war nun die schwache Seite (die unharmonische Kraftsprache würde sagen: der faule Fleck) des Zeitalters getroffen, und es erhuben sich tausend Stimmen der Freude, daß man nun mit

einemmale einen Freibrief empfangen habe, dem zufolge man nicht mehr sonderlich sich anzustrengen brauche, ja wohl gar jedes höheren Strebens ungestraft spotten dürfe.

§. 80.

Bei dieser Ansicht sank das Interesse für die Künste, insonderheit für die Poesie, auf eine unsägliche Weise. Die gemeinste Denkungsart, jetzt fast herrschend geworden, machte sich Luft, und es gingen Sätze und Maximen von Mund zu Mund, in denen sich die wahrhafte Sünde gegen den heiligen Geist im Menschen klar und deutlich aussprach. Z. B. Die Poesie sei eine recht hübsche Blume, doch wisse man gar wohl, daß Blumen sich nicht essen lassen. Mit den Dichtern sei überhaupt nicht viel anzufangen, und der müßiggängerische Hang, der ihnen fast insgesammt beiwohne, mache sie zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens untüchtig, auf die es doch allein ankomme. Endlich, um selbst das Aeußerste nicht unangedeutet zu lassen, erklärte ein lauter Sprecher, um alles mit einem schlagenden Worte abzumachen, daß die Erfinder der Spinnräder und der Braunschweigischen Mumme sämmtlichen Epopöendichtern, Homer nicht ausgenommen, bei weitem vorzuziehen seien. Dieser entscheidende, tiefsinnige Satz steht als voll-

endet einzig in der ganzen Weltgeschichte da, wobei zugleich die deutschen Annalen hinzusetzen müssen, daß fast niemand darüber staunte, sondern fast alle ihn recht plausibel und hochverständig fanden. Bürgers Scherz über dergleichen graue Prosa verhallte fast einsam, bis endlich der gediegene Witz in der Vorrede zu Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken dem Gerede ein Ende machte. Indessen ist es doch einmal gewesen, und hat großen Beifall gefunden. Das entscheidet.

§. 81.

Ist die Flachheit erst einmal im Gange, so sind ihre Fortschritte nach allen Seiten hin kaum zu berechnen. Mit der leeren Neugierde im Bunde, bemächtigte sie sich besonders der Politik, die durch den Anblick der Nordamerikanischen und hinterher der Französischen Revolution, einen überaus weiten Spielraum gewann. Fast in allen deutschen Gesellschaften wiederhallte nichts als das hohle Getön der grund- und bodenlosen Urtheile über die Neuigkeiten des Tages, und die Liebe und der Haß für das beginnende Neue, gleich verworren gegen einander wüthend, verscheuchte bei der Mehrheit fast noch das letzte schwache Interesse für die Gaben der Musen. Es liegt am Tage, wie wenig wahrhaft lebende

poetische Werke in jener Zeit erschienen sind, so wie nicht minder die zähe Gleichgültigkeit, mit der man selbst diese wenigen ausgezeichneten aufnahm. Die unermeßliche Zahl der damals erscheinenden politischen Schriften gewährt wahrlich auch nicht den schwächsten Ersatz, und man darf mit voller Ueberzeugung sagen, daß von den tausenden derselben kaum vier bis sechs würdig sind, auch heut zu Tage noch gelesen zu werden. Jenes große Räthsel der Sphinx fand in Deutschland fast keinen, der es zu lösen vermocht hätte; wohl aber eine unendliche Schaar, die es mit roher Unbehülflichkeit versuchte. Dem unächten flachen Kosmopolitismus wurde Thür und Thor geöffnet, und man bot Hochmuth und wohl gar einigen Witz auf, um die Gemüthlosigkeit der Ansicht zu sanktioniren. So verschleuderten sich die Kräfte im leeren Bemühen, etwas Festes zu erfassen, und das, was einst für Wissenschaft und Kunst so schön begonnen, blieb ungenutzt und unerweitert, in der ungünstigen Zeit. Man vergleiche die lyrischen Klagen Schillers in der Ankündigung der Horen, und Goethe's hin und wieder verstreuete leise Scherze über diese politische Wuth, die ihrer ganzen Natur nach jede ruhige Bildung zurückdrängen mußte.

§. 82.

Endlich gedenke man der damals immer mehr und mehr überhandnehmenden Neigung zum encyclopädischen Wissen, das in seiner totalen Unwissenheit sich dennoch als eigentliche Wissenschaft brüstete, der undeutschen ausländischen Bildung, welche die meisten Eltern ihren Kindern anzueignen strebten, und um das Maaß des Elendes bis zum Ueberschäumen zu füllen, der frechen Irreligiosität, des reinen Antichristianismus, der sich ohne Scheu der Herrschaft anmaaßte und unter dem Schutz des leeren Modeworts „Aufklärung" in hundert und wieder hundert Schriften sich an den Tag legte. Wie konnte die heilige Poesie ihre Stralen fallen lassen auf eine so sumpfartig starrende Zeit, und welch ein strafendes Ungewitter war nöthig, die tiefgesunkenen Deutschen wieder an die alte Gemüthstiefe zu erinnern! Wenn aber Deutschland jenen herrlichen Männern, die die bessere Zeit hervorriefen oder in sich erhielten, einem Winkelmann, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Herder, F. H. Jacobi, Kant, Jean Paul u. s. w., den Tribut des innigsten Dankes abträgt, so möge es, nicht zu stolz auf dieses neue Gefühl, stets bedenken, daß die Erinnerung an die alte Kraft noch keinesweges den Besitz

derselben hervorgebracht habe, und dieser letztere erst noch redlich errungen sein wolle.

§. 83.

(Nachtrag zu Seite 220.)

Es ist in der Ostermesse 1812 eine neue Ausgabe von Bürgers Werken erschienen, die uns abermals, gleich zu Anfang, den ganzen Lebenslauf des Dichters überschauen läßt, den ein einfacher und bescheidener Freund schildert. Wenn wir diesem oft peinlich engen und doch immer eine so weite Aussicht bietenden Lebensgange folgen, so wird uns nicht selten dabei recht weh um das Herz, still und bang'; denn fast zu spät, wenn auch in tausend andern Hinsichten zu früh, löset endlich der Tod das gefangene Leben des Dichters ab, dem alle Blüthen geraubt waren, bis auf den ewig grünenden Lorbeerkranz, den keine fremde Hand zu rauben vermochte. Es ist sehr schwer, bei der Lektüre dieser Biographie sich eines bitteren Gefühls zu enthalten, denn wenn man auch gar oft zur Beschwichtigung sich sagt, daß fast alles so kommen mußte wie es kam, so wird doch dadurch das was wirklich kam, um nichts gebessert, und jenes Muß scheint immer nur ein durch prekäre Verhältnisse von außen herein gekommenes. Auch wenn wir einräumen,

was wohl einzuräumen ist, daß B. selbst und einige seiner Gedichte sich mitunter sogar ein wenig zur Roheit neigten, so fordert doch selbst ein bloß gerechtes Gefühl, daß wir jene seltene Roheit nur als einen Tribut ansehen, den er an die gemeine Zeit abtrug. Um es mit einem Worte zu sagen: man kann bei jener Lebensbeschreibung recht tief an den König Lear des ewigen Shakspear erinnert werden, und jenes Trauerspiel das so oft seine allegorische Beziehung enthüllt, dringt auch hier mit tiefer Bedeutsamkeit auf den Leser ein. Auch Bürger konnte wohl sprechen: „Ich gab euch alles," und in einer andern Beziehung: „Euch tadl' ich nicht, euch gab ich keine Königreiche," und endlich: „Ich bin ein Mann, gegen den mehr gesündigt ist, als er gesündigt hat." Man könnte sogar sagen, daß Bürgers Leben selbst der Freuden entbehrte, die jenes Trauerspiel auch nur historisch genommen, in sich aufzuzeigen hat. Man könnte Gloster, Kent, und den edeln weisen Narren vermissen, und vor allen die ätherreine Cordelia. — Dennoch wird auch hier dem religiösen Leser Beruhigung zu Theil werden, und dem tieferen Auge der Friedensbogen nicht unbemerkt bleiben, der auch hier nach dem dumpfschweren Gewitter sich erhebt.

§. 84.

Friedrich Müller (der Maler). Wenn der, so lange in einem unfreien Zustande sich befand, endlich die Fessel gewaltsam bricht, so hasst er gewöhnlich nicht bloß diese, sondern verachtet nun auch wohl übermüthig jedes Gesetz, jede Regel, jedes Maaß. So auch einst die Dichter, besonders die Deutschen. Lange genug waren sie kleinlaut und nüchtern, bewundernd und nachahmend, und unabgeschreckt selbst durch den Spott, der oft ihre Bewunderung und Nachahmung traf, in einem sehr engen Zirkel herumgegangen, und hatten keinen Schritt gethan, ohne vorher bei Aristoteles und Horaz, Batteux oder Gottsched anzufragen, ob er auch verstattet sei: als sie, angeregt durch einige bedeutende Geister, mit einemmale die Kläglichkeit ihres bisherigen sklavischen Zustandes entdeckten. Jetzt nun traf der oben angedeutete Zustand ein, und nicht gedenkend an den herrlichen Mythus von Adrastea, die in Allem Maaß zu halten gebietet, leitete man eine Epoche ein, die schon längst als die stürmende und drängende bezeichnet worden ist. Diese Zeit riß auch Müllern mit sich fort, oder vielmehr er war einer von denen, die sie veranlaßten. Ein reges inneres Treiben, das muthige Sehnen frischer Jugend nach Thaten schien ihm,

wie Mehreren, schon die Poesie selbst zu sein, und er äußert sich darüber recht anziehend in einem Schreiben an den Freiherrn Otto von Gemmingen, welches seinem „dramatisirten Leben Fausts" vorangeht (Manheim 1778).

§. 85.

Es gehöre, sagt er, mit zu seinem Wesen, wie die Bienen über Thal und Auen, die Schöpfung zu durchwandern, um tausend neue Schätze zu finden, wo die Liebe mit allmächtiger Ruthe anschlägt; nicht immer mit dem Gedanken an einem Heerd zu hausen, wär's auch nur dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die sonst auf eins verschlossen, sein Herz endlich ganz „verschmoren" würde.

So sah er sich denn nach Stoffe um, und er wählte so, daß man nicht vortrefflicher wählen kann: Genovefa und Faust. Doch was war es, das ihn im Faust anzog? Er dachte sich ihn — so erzählt er selbst in dem angeführten Schreiben — als einen „großen Kerl, der alle seine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schicksal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollte und Wege suchte, Muth genug hatte, alles niederzuwerfen, was in den Weg tritt und ihn verhindern will, Wärme genug in seinem Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu

hängen, der ihm offen und vertraulich entgegen tritt u. s. w.

Ein solcher Charakter ist aber nicht sehr selten zu finden, und es scheint unbillig, denselben mit dem Namen des tiefdunkeln Faust zu belegen. Nur einmal kommt M. dem Sinne desselben näher, wenn er, in Beziehung auf ihn, an das „Ganz sein wollen, was man fühlt, daß man sein könnte" erinnert; doch gleich darauf verschwindet ihm jene Idee wieder, die ihn sonst würde richtig geleitet haben, und er accentuirt zu sehr das „Murren gegen Schicksal und Welt, die uns niederdrängt, und unser edles selbstständiges Wesen, unsern handelnden Willen durch Conventionen niederbeugt."

Dennoch hätte man nach dieser nicht ganz klaren Ansicht vom Faust, etwas Tieferes erwarten sollen, als M. uns in dem Werke selbst giebt. F. ist hier ein von wilden Kraftphrasen aufgedunsener Jüngling, der nur eben die gebührende Strafe leidet, wenn er sich im Innern unbefriedigt fühlt. — Faust soll untergehen in der Unbegränztheit der Wissenschaft, und durch das Nichtanerkennenwollen der nothwendigen Begränztheit des Individuums, hieraus soll die Opposition gegen den Himmel, dessen süße Geheimnisse sich nur dem Frommergebenen kund thun, und das

Heraufrufen der Mächte der Hölle erklärt und symbolisch dargestellt werden. Aber von jenen metaphysischen Leiden ist hier bei M. nicht die Rede, und der wahre Sinn des Mythus fast gänzlich aus den Augen gerückt worden.

§. 86.

Wir sehen hier Faust in der wüstesten Gesellschaft sich umhertreiben, von der er sich selbst nur in geringem Maaße unterscheidet. Dennoch wird uns sogar für jene Wüstheit eine Art von Achtung abgefordert, und wir sollen annehmen, es möge denn doch wohl hinter jener Roheit eine bedeutende Summe von Kraft verborgen liegen. Aber die Kraft zeigt sich nicht sonderlich in Prügelscenen und bei Trinkgelagen, so wie denn auch die wahre Kraft nicht gern von ihrer Kraft redet, und kein Liebäugeln mit sich selbst treibt.

Um F. zu verderben, muß der Vf. sogar zu den ewigen Hausmitteln, der Verschwendung, dem Spiel, und den Schulden seine Zuflucht nehmen, und wenn schon dies alles durchaus nicht in den Mythus gehört, so muß uns vollends die Art, wie jene Wildheit hier getrieben wird, zu der entschiedensten Abneigung gegen den in stolzer Verworrenheit hintaumelnden Helden veranlassen. In jedem Falle ist ein Faust, der nur durch solche Aeußerlichkeiten veranlaßt, bei

den Unterirdischen Hülfe sucht, und den man allenfalls, wenn man seine Spielschulden bezahlte, und ihn außerdem noch mit Geld versorgte, von der Hölle loskaufen könnte, ein überaus widerstrebender Gedanke.

Diesem verfehlten Faust steht ein nicht minder verfehlter, aus dem Costum gehender Famulus, Christoph Wagner, zur Seite, und man traut fast seinen Augen nicht, wenn man hier lesen muß, daß er, mit wenig bedeutenden Thränen in den Augen, als ein überzart gesinnter Jüngling hereintritt, dem selbst Faust nachsagt, daß er nicht begreifen könne, wie ihm doch immer das Leben zur Qual werde. „Junge," so fährt er dann fort, unsere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel, aber Deines schwebt höher droben, die Welt könnte mir alles werden und Dir — Du findest nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte." — Indessen erklärt sich dieser Irrthum in der Zeichnung des W., durch den, welcher die des F. veranlaßte.

Ueber die seltsame Verkehrtheit in der Darstellung des Lucifer, Mephistopheles, Babillo u. s. w. bedarf es keines ausführlichen Worts, denn sowohl das Pathos, als der Humor, der ihnen hier geliehen worden, spricht sich nur zu deutlich als Krampf aus.

§. 87.

§. 87.

Die alte deutsche Sage vom Faust ist mir stets so wunderbar herrlich, groß und sinnreich erschienen, daß es mir schlechthin unmöglich ist, in einer Darstellung, wie diese, Müllers Talent anzuerkennen *). Dennoch bin ich weit entfernt, ihm dasselbe im Allgemeinen abzusprechen. Es zeigt sich unter andern deutlich in seiner Genoveva, nicht sowohl im Ganzen als in einzelnen Scenen, die indessen wieder fast mehr sind als Einzelnes, weil sie einen nach einer poetischen Idee strebenden Geist verrathen. Eine genaue Vergleichung der Müllerschen und Tieckschen Genoveva würde auch für die erste nicht unrühmlich ausfallen; doch wehrt hier der beschränkte Raum; denn sie darf nicht mit wenigen Worten abgethan werden. Sie wird erleichtert durch das beziehungsreiche Lied, das durch beide Bearbeitungen hingeht.

Unter den einzelnen Situationen, die M. romanzenartig dargestellt hat, zeichnet sich besonders der „rasende Geldar" durch jugendliche

*) Nur in einigen Judenscenen, die indessen nicht wohl in den Faust gehören, herrscht wirkliches Leben, dem etwas Grellheit nicht eben schadet.

Kraft aus, deren Tonfülle sich gleich zu Anfang muthig ausspricht:

Wer ists, der wild
Und fürchterlich siegreich brüllt,
Ins Hifthorn stößt zum blumigen Tanze?
Mit Zweigen geschmückt, rollt er sein Schild
In blitzendem Mondesglanze u. s. w.

Zum Schlusse möge hier noch ein sehr bedeutendes Lob mitgetheilt werden, das dem Mahler Müller erst vor Kurzem für seine Leistungen in einer andern Dichtungsart gebracht worden ist. Es lautet:

„Die Idyllen der Neueren sind früh sentimental geworden, oder allegorisch, in der letzten Zeit bei den Franzosen und Deutschen meist fade und süßlich. Zwei Gedichte eines Deutschen aber sind mir bekannt, die ich vielen der schönsten Poesien an die Seite setzen möchte, der Satyr Mopsus nämlich und Bacchidion und Milon vom Mahler Müller. Die frische sinnliche Natur, der lyrische Schwung der Gesänge, die schön gewählten und kräftig ausgeführten Bilder haben mich jedesmal bis zur Entzückung hingerissen. Trefflich, wenn gleich nicht von dieser Vollendung, ist seine „Schaafschur," reicher als dieses Gemälde aus unserer Zeit, sein „Nußkern." In dem Gedicht: „Adams erstes Er-

wachen," befindet er sich freilich auch zuweilen in jener Leere, die sich nicht poetisch bevölkern läßt, aber einzelne Stellen sind von großer Schönheit, und in der Darstellung der Thiere scheint er mir einzig; ich weiß wenigstens keinen Dichter, der sie uns mit dieser geistigen Lebendigkeit vor die Augen führte. Wie Schade, daß dieses wahre Genie, welches sich so glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poesie fortgesetzt hat! Sein Geist scheint mir mit dem des Giulio Romano innig verwandt; dieselbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieselbe Sucht zur Uebertreibung. (S. Tiecks Phantasus S. 459, 460.)

Wohl erkennend, daß M's Idyllen seine tragischen Scenen allerdings gar sehr überragen, kann ich dennoch dieses Lob nicht ganz unterschreiben, indem jene frische sinnliche Natur nicht selten darauf auszugehen scheint, noch unendlich natürlicher und sinnlicher zu sein als die Natur selbst, was ihr denn auch mitunter wohl gar — gelingt. Indessen hab ich jenes Tiecksche Urtheil nicht ignoriren, sondern wenigstens historisch mittheilen wollen. Doch selbst abgesehen von dieser geschichtlichen Beziehung, mag ich auch über eine das Maaß weit überschreitende Liebe nicht rechten.

§. 88.

Heinrich Jung (Stilling) geb. 1740. Man könnte nicht bloß die deutschen, sondern auch sämtliche europäische Schriftsteller in zwei große Klassen eintheilen. Die erste überaus große umfasset diejenigen, welche eigentlich dem Publikum gar nichts zu sagen haben, und dennoch, sei's durch frivole Willkühr, Eitelkeit oder durch äußere Scheinveranlassungen bewogen, die Feder ergreifen, gelassen eintauchen, und niederschreiben was eben bequem und erträglich scheint. Da unter jenem Ausdrucke: „Nichts zu sagen haben," natürlich nur das nicht Bedeutende, nicht Nothwendige, ihnen selbst nicht einmal nothwendig Scheinende verstanden wird, so darf man wohl urtheilen, daß diese ganze Masse von Litteratur ohne Schaden für das Publikum, und ohne Schaden für die Autoren selbst, verbrannt, oder in das Meer geworfen werden könnte.

Die andere Klasse hat in der That und Wahrheit den Zeitgenossen etwas zu sagen, und da die Menschenstimme im Gespräch so leicht verhallt, und die Hirtenbriefe nicht mehr circuliren, so will und muß sie sich vervielfältigen durch gedruckte Lettern, die in jeder Hinsicht für den noch nicht völlig in Leichtsinn Verlornen etwas entschieden Heiliges haben. Bei einem

solchen Schriftsteller ist die innere Nothwendigkeit vorhanden, sich mitzutheilen, darum spricht er auch nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten um des eiteln Wortgefechtes, oder um der Conversation willen, die nur zu oft in ein bloßes Vielleicht, oder auch wohl in ein reines Nichts zerflattert, sondern um der unerschütterlich für wahr anerkannten Sache selbst willen, die er als solche überall anerkannt haben will.

Indessen ist allerdings zuzugeben, daß jene Wahrheit, zuweilen nur eine subjektive sei, welcher der Besitzer zu rasch eine allgemeine Bedeutsamkeit leihen will, oft ist es sogar nur ein einziger großer Irrthum, den der Redende mit ganzer Seele umfaßt, und er kann in diesem Falle höchst gefährlich werden, indem jenes „Mit ganzer Seele umfassen," stets eine Kraft und ein Leben in den Buchstaben hineinzaubert, von dem tausend mittelmäßig gute Autoren, die selbst nur halb glauben an das was sie vorbringen, auch nicht die entfernteste Spur erreichen.

Jene beiden Klassen von Schriftstellern sind deshalb nicht etwa bloß dem Grade nach, sondern der Gattung nach unterschieden.

§. 89.

Zu welcher von beiden Ordnungen nun Heinrich Stilling zu rechnen sei, ist wohl um so kla-

rer, da gerade er es ist, bei dessen Erwähnung ich jene ganz einfachen Bemerkungen voranzuschicken für nöthig fand.

Er begann seine literarische Laufbahn wider alle Gewohnheit mit seiner Lebensbeschreibung; doch eben dieses aus dem Kostum gehen ist bei ihm charakteristisch. Ihm ist das Leben mehr, als das lernende Umherschauen nach vielen Seiten hin, ihm ist der Zweifel tödtlich, das Wissen fast nur ein bloß irdisches Vergnügen, ihm ist der Glaube nicht bloß das Höchste, sondern das allein Entscheidende und Göttliche. Stillings Selbstbiographie gehört zu den gemüthvollsten und lautersten Schriften der Deutschen. Es fesselt nicht etwa durch die Darstellung großer Begebenheiten, oder äußerlich ausgezeichneter Menschen, wir werden hier eingeführt in sehr enge Bauernstuben: und Kohlenbrenner, Schneider, Schulmeister, und höchstens einmal ein Prediger stellen sich unserm Blicke dar, und verlangen, daß wir sie freundlich begrüßen sollen, so wie sie uns freundlich begrüßen. Sie erreichen das bald, denn sie haben alle eine sinnvolle Bedeutung, innere Lebendigkeit und äußere Anschaulichkeit. Es ist allen diesen Personen mit dem was sie thun, und dem Verfasser mit dem was er schildert, ein heiliger Ernst, weshalb denn

auch der Leser nur zu wählen hat zwischen gänzlicher Widersetzlichkeit, oder freundlicher Hingebung. Dazu kommen noch die herrlichen altdeutschen Volkslieder, die, wie ferne Heimathsberge, auf die der Strahl der Abendsonne fällt, die einzelnen Lebensabschnitte mild und ernst begränzen. So schauen wir denn von jenen Hütten aus, nicht bloß in die ewige unergründliche Menschenbrust, sondern auch durch jene Lieder in manche alte Riesenburg, die nun gesunken, in manche alte Königshalle, in der nun keine Musik mehr ertönt. Unter Stillings eigenen Liedern ist vielleicht auch nicht ein einziges, dem man das traurige Beiwort „gemacht" beilegen dürfte, ein Wort, das diese Litteraturgeschichte leider hat recht häufig gebrauchen müssen, weil sich für die Unzahl von anderweitigen Gedichten, Schauspielen, Romanen u. s. w. nun einmal kein anders so bezeichnendes Wort wieder auffinden ließ.

Manche der Stillingschen Gedichte werden so lange leben, als es Deutsche giebt, welche Poesie und Deutsch verstehen.

§. 90.

Soll übrigens aus der Stillingschen Lebensbeschreibung ein Charakter ganz besonders hervor gehoben werden, so ist dieses Vater Stilling, den das Herz selbst gezeichnet zu haben scheint,

und das Herz ist es ja, wie schon die Alten gar wohl wußten, das beredt macht. Da jetzt so häufig, ohne Zweifel größtentheils zum Verdrusse der Deutschheit, von der Deutschheit die Rede ist, weshalb denn auch manche sich unter derselben ein recht hoffährtiges vollmundiges Wesen denken, so scheint es wohl gethan, auf diesen alten Vater Stilling hinzudeuten und zu sagen: Sehet her, dies ist ein Deutscher, ein still kräftiger, durch und durch gesunder, einfach thätiger Mann, stolz auf sein Vaterland, aber viel zu stolz, um viel davon zu reden, stolz auf seine Bürgertugend, muthig und fröhlich selbst im Leide, ein treuer Hüter der Familie, fest und entschlossen gegen alles Unwürdige, aber unendlich bescheiden und demüthig bis in den Mittelpunkt des Herzens hin, gegen Gott und den Erlöser. Laßt euch durch die Darstellung seines Todes nicht schrecken. Er ist ernst und tragisch, doch weil er wahrhaft tragisch ist, so ist er gewiß keinesweges zerreißend, sondern führt auch wieder den Trost mit sich.

§. 91.

Mit größeren Ansprüchen, doch bei weitem weniger genügend, erscheint das sehr weitläufige „Heimweh,“ ein Werk, dessen Anlage im Ganzen, und in mehreren einzelnen seiner allegori-

schen Beziehungen misglückt ist, und nothwendig misglücken mußte. Die Flügel, die eine rein allegorische Dichtung tragen, sind gewöhnlich so zart, daß sie den breiten Weg durch mehrere Alphabete hindurch, oder, wie nicht minder hier der Fall ist, vom Rhein bis zu den ägyptischen Pyramiden hin, nicht wohl ertragen können, ohne sich staubig und schwer zu machen. In einem sehr alten Englischen Buche: „Reise des Christen nach der seligen Ewigkeit," von Bunian, wird eine ähnliche Idee einfacher und glücklicher ausgeführt, obwohl Stilling in einzelnen Parthien seines Werkes mehr Tiefe und Bildung zeigt. Störend in dem Letzteren ist besonders die zu häufige Erwähnung des metaphysisch religiösen Heimwehs selber, das sich mitunter durch die theilweis unbeholfene Handhabung der Sprache, als eine wirkliche Krankheit, oder gar als etwas sich mit sich selbst Brüstendes darstellt. Allerdings soll der Mensch jenes religiöse Heimweh haben, aber es ruht am besten in der Tiefe der Brust, und es wird ungern durch die Frage gestört, ob es denn auch wirklich vorhanden und recht lebhaft da sei, was hier nur zu häufig geschieht. Die modernen Hauptfeinde des Christenthums werden hier nicht mit dem gehörigen Fleiße geschildert, und

die allegorische Frau von Traun, nebst ihrer Freundin, dem Fräulein Nischlin, spielen hier eine weniger gefährliche als seltsam komische Rolle, besonders wenn die letztere den allegorischen Helden (Ostenheim) mit Gewalt fangen läßt, und ihm zuletzt mit ungeahndeter Offenheit erklärt, daß sie ihn liebe und nicht von ihm lassen wolle. — Zu den anderweitigen Störungen gehört auch noch der Dialog, der dem Verf. nie recht zusagt.

Den philosophischen Atheismus, dem auch noch der historisch-politische beigesellt werden könnte, sollte Stilling nicht auf dessen eigenem Grund und Boden besiegen wollen, der nur Nahrung hat für den zu Bekämpfenden. Nur frei, in den reineren Lüften, kann jenes Ungeheuer überwunden werden, und dort hat auch St. schon manchen redlichen Sieg über dasselbe davon getragen.

§. 92.

Manche spätere Schriften dieses Dichters haben ein nicht glückliches Aufsehn gemacht, doch möchte es zweckmäßiger gewesen sein, wenn man ohne alle Heftigkeit, und ohne allen wohlfeilen Witz, bloß ruhig erklärt hätte, daß St. nicht wohl gethan, sie zu schreiben. Gefahr dürfte wohl nicht eben davon zu fürchten sein, denn

selbst für den Aberglauben scheint die Mehrheit unserer Zeitgenossen zu flüchtig und gehaltlos zu sein.

Was wir aber nicht ohne Tadel erwähnen können ist, daß Jung in seinen Schriften dieses Leben überhaupt, nicht in der Selbstvollendung desselben, sondern fast immer nur in seiner Unzulänglichkeit und Unbefriedigtheit betrachtet, wodurch er mehr betrübt als erfreut. Jedes Leben und jede Welt hat ihre in sich selbst beruhende Bedeutung, und eine wechselseitig höchst erfreuliche Beziehung, und so kann und soll uns schon die Zeit zur Ewigkeit werden.

So findet sich denn auch in den geistigen Ahndungen, in dem Hinüberschauen nach jener Welt, und in den Verkündigungen von dorther, wie wir sie bei Stilling finden, zuweilen etwas Unheimliches und Peinliches; man dürfte sagen: eine Beimischung von Leichenduft, von dem die Seele sich frei erhalten soll.

Die nothwendigen Schranken dieser Litteraturgeschichte setzen hier diesen Bemerkungen ein Ziel, doch findet sich hoffentlich noch sonst Gelegenheit, über diesen höchst wichtigen und in den meisten Hinsichten originalen Schriftsteller ein ausführliches Wort zu reden.

§. 93.

Johann Joachim Eschenburg, geb. 1743. Seine literarischen Verdienste genau zu erkennen, ist es wichtig, ja nothwendig, Folgendes voranzuschicken.

Ueber die Art, wie die ästhetische Kritik noch in der Mitte und über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, in Deutschland verwaltet wurde, werden uns am besten die Urtheile Auskunft geben, welche von angesehenen und vielgeltenden Männern über den größten der großen Dichter: Shakspear, gefällt wurden. Bis zum Jahre 1700 findet man ihn, soviel mir bekannt, in keinem einzigen deutschen Schriftsteller angeführt, ja man sucht ihn sogar in Morhofs Polyhistor vergeblich. Dennoch muß man es diesem von bleischwerer Gelehrsamkeit halberdrückten Manne nachsagen, daß er der erste sei, welcher Shakspears Namen kannte, und in der zweiten Auflage seines Unterrichts von der deutschen Sprache und Poesie (Lübeck und Frankfurt 1702), nebst Beaumont, Fletcher und Otway anführte. Indessen scheint er in der That nur den Namen gekannt zu haben, denn er setzt auch nicht ein einziges Wort zur näheren Bezeichnung des Dichters hinzu. Auch den Deutschen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blieb er fast

gänzlich unbekannt, denn daß Einige Einzelnes in ihm durchblätternd ihn durchaus roh verkannten, ist freilich nicht zu verkennen; doch kaum der Erwähnung werth. Endlich glaubte der redliche Lexicograph, Christian Gottlib Jöcher ein Uebriges thun zu müssen, und gab in seinem gelehrten Wörterbuch, die Gesammtheit von Einsicht und Ansicht, die er sich über den Dichter erworben. Er spricht also: „Shakspear (Wilhelm) ein englischer Dramaticus, geb. zu Stratford 1564, ward schlecht auferzogen, und verstand kein Latein, brachte es aber in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch auch sehr ernsthaft sein, excellirte in Tragödien, und hatte viel sinnreiche und subtile Streitigkeiten mit Ben Jonson, wiewohl keiner von beiden viel damit gewann. Er starb zu Stratford 1616 den 23. April, im 53sten Jahre. Seine Schau- und Trauerspiele, deren er sehr viel geschrieben, sind in 4 Theilen 1709 zu London zusammengedruckt." Dann wird noch auf Theobald verwiesen, und der Artikel ist zu Ende.

§. 94.

Gottsched, der doch sein ganzes Leben der Kritik und Poesie gewidmet haben wollte, gab in seinem Handlexicon der schönen Wissenschaften (Leipzig 1760) nur folgendes über ihn an den

Tag: „Die Engländer machen viel Wesens aus seinen theatralischen Gedichten, die an der Zahl sehr groß sind. Doch hat sich in neueren Zeiten eine gewisse Frau Lenox gefunden, die vielen seiner berühmtesten Stücke die Fehler gewiesen hat.“

Im zweiten Theil des nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (S. 141), zürnt und klagt er, daß er berühmte heutige Schriftsteller und eingebildete große Kunstrichter (er konnte aber nur den einzigen Lessing meinen), vor sich habe, die den brittischen Abgott Shakspear und andere dramatische Helden dieses Volkes aus viel neueren Zeiten (allerdings glichen diese dem Sh. wie eine gute Oellampe dem Monde), verehren und anbeten, ob sie gleich eben so wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben, als die deutschen Fastnachtspieldichter Rosenplüt oder Scheerenberg, und eben so viel Gespenster, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen, wie diese gethan. — Dieses Urtheil wurde im Jahre 1765 ausgesprochen.

Eine Recension der Wielandischen Uebersetzung des Sh. in der A. D. B. (Band I. Heft I.) fängt sich mit den Worten an: „Von Rechtswegen sollte man einen Mann wie Shak-

spear gar nicht übersetzt haben." Was Weiße in der Bibliothek der schönen Wissenschaften über ihn vorbringt, ist bekannt und betrübt genug. Das nichtschreibende Publikum theilte so ziemlich die traurige Ansicht seiner Sprecher bis endlich Lessing von neuem in seiner Dramaturgie mit edlem Feuer über Shakspear ein ergreifendes Urtheil fällte, Wielands Uebersetzung anerkannte, und die Deutschen für ihre Kälte gebührend schalt.

§. 95.

Indessen scheint es doch, als sei durch die früheren Unbilligkeiten, Wieland so sehr verletzt worden, daß er die ganze Sache für seine Person aufgab. Zum Glück fand er einen Stellvertreter in Eschenburg, der genügenden Ersatz bot. Wenn deshalb Wieland den Ruhm, die erste Uebersetzung des Dichters gegeben zu haben, unverkümmert behält, so bleibt Eschenburgen das nicht minder bedeutende Lob der unabschreckbaren Ausdauer, und des noch genauer in das Einzelne gehenden Fleißes. Nur auf diese Weise konnte es vorbereitet werden, daß Shakspear sich nach und nach als der Unsrige zeigte, welches er jetzt in der That geworden ist, denn mit gerechtem Stolze dürfen wir Deutschen sagen, daß wir ihn heutzutage besser verstehen als die Engländer ihn je verstanden haben.

Daß Eschenburgs Uebersetzung der erhöhten Ansicht der neueren Zeit nicht mehr ganz genüge, daß er sich mehr um das was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmert habe, ohne die vollendete Einigkeit beider im Sh. anzuerkennen, daß er manche Stelle des Textes in den nichtsbedeutenden Anmerkungen Englischer Editoren fast ertränkt habe, daß er prosaisch übersetzte was poetisch gebildet ist; alles dieses fällt heut zu Tage, wo die ästhetische Kritik, wenn auch nicht immer von Geist zu Geist, doch von Mund zu Mund geht, wohl selbst in ein ziemlich blödes Auge. Indessen wolle man bei dieser Gelegenheit ganz besonders der Zeit gedenken, in der jene Uebersetzung erschien, und damit man sie desto leichter erkennen könne, wurden vorhin jene Data angegeben, die auf dieselbe ein so klares Licht fallen lassen. Wie mußten nicht damals, als man im Shakspear nichts weiter fand als ein unbändiges Genie, das zwar recht interessant, aber auch überaus wunderlich sei, jede metrische Anforderungen an einen Uebersetzer wegfallen, und wie wenige ahndeten wohl damals, jene unendliche Kunst und jenen unnachahmlich gemessenen rhythmischen Wohllaut in des Dichters Sprache, und wie alles in ihm einig sei und fest und klar und ewig! Eschenburg suchte

doch

doch wenigstens hin und wieder jenen Mangel seiner Uebersetzung durch eine kräftige Bemühung um den prosaischen Numerus, und ein gewisses poetisches Gepräge im Ganzen möglichst zu ersetzen. Ja, er ahndete sogar bei zwei Shakspearschen Dramen, dem Sommernachtstraum, und dem dritten Richard (obwohl bei Romeo und Julie dieser Umstand eben so leicht hätte in die Augen fallen können), daß gar keine prosaische Uebersetzung derselben möglich sei, und er versuchte eine poetische, die trotz aller Mängel, die wir heut an ihr erkennen, doch damals fast als einzig dastand.

§. 96.

Was nun diese Einführung des herrlichen Dichters unter uns gewirkt, wie sie Kraft und Leben und fruchtbare Zeiten gegeben hat: darüber bedarf es hier keines Wortes, denn jeder Bessere weiß es und freut sich desselben innig. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß nur das Studium des Shakspear die damaligen Deutschen von der Unpoesie gerettet habe, denn wir finden in ihm nicht bloß einen einzelnen Dichter, sondern (wie bereits in einer Andeutung in meiner Latona erklärt worden) die Poesie selbst, und die ewige Quelle derselben.

Ferner ist hier mit Ruhm zu erwähnen, daß

E. auch für das Studium der altdeutschen Poesie Bedeutendes und Erfreuliches gewirkt, und manchen trefflichen alten Dichter in das Leben zurückgerufen habe, dessen er gar wohl würdig war. Als er damit begann, erkannte man es nur mit kühlem Lobe; doch ist die neuere Zeit in dieser Hinsicht gerechter und klarer, und weiß was sie ihm darin zu verdanken habe.

Ueber Eschenburgs eigne Gedichte und anderweitige Bemühungen um Kunst und Wissenschaft erwarte man hier kein ausführliches Urtheil, indem dasselbe, auch unausgesprochen, keinen besondern Schwierigkeiten unterliegt.

§. 97.

Otto, Freiherr von Gemmingen. Es ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden, daß, wenn wir auch noch so oft durch hundert und wieder hundert Familiengemälde, wie sie nun einmal an den Tag kommen, unmuthig gemacht, oder gelangweilt werden, dennoch die Gattung selbst in Ehren bleiben solle, in welcher der Dichter eben so tief zu uns sprechen kann, als in der alten Schicksalsfabel.

Nach diesem Eingange dürften vielleicht einige Leser ein besonderes Lob des deutschen Hausvaters, der bekanntlich schon oft gepriesen worden, auch hier erwarten. Ein solches aber kann ich

nicht bringen, indem in dem genannten Schauspiele keine Spur von Genialität und nur selten einige Gemüthlichkeit, die eigentliche Trägerin eines guten Familiengemäldes, erscheint. Die Hälfte der Personen bewegt sich hier in einer gewissen Gattung von Vornehmheit, die durchzuführen der Deutsche nur selten Virtuose genug ist. Dennoch führt er, seine eigne Kraft miskennend, sie meistens recht gern durch, verfehlt sie aber, die nur Talent und Naturgabe ist, durch Berechnetheit und Steifheit, oder, wenn er diesen Uebelstand etwa plötzlich bemerkt, durch gänzliche Flachheit, die für zwanglose Grazie und frische Lebensleichtigkeit gelten soll.

Gemmingens Hausvater hat in der That nur eine allgemeingedachte Besonnenheit, Rechtlichkeit und Ehrliebe; von der Deutschheit, auf die doch der Titel hinweist, leiht sie nur selten die Farbe; so wie man mitunter sogar den Wettstreit mit Diderots père de famille erblickt, der, wenn auch übertroffen, doch manche Geziertheit veranlaßt zu haben scheint. Die Familie selbst kann unmöglich sehr anziehend gefunden werden. Die kalt verdrießliche, flach-unglückliche Ehe ist ein bloßer Abdruck der Afterkultur, und eignet sich schlechthin nicht für die poetische Darstellung, und die Gräfin Amalfi, der die übrigen Perso-

nen nur zu häufig Charaktergröße und Vortrefflichkeit des Gemüths nachrühmen, zeigt sich in einer so entschiedenen pretiösen Mittelmäßigkeit, daß man sich eben nicht veranlaßt fühlt, in das Lob, welches ihr von den Mitspielenden so überreich gebracht wird, einzustimmen.

§. 98.

Karl's Zeichnung pflegt wohl durch die allgemeine Bemerkung entschuldigt zu werden, es solle ja eben ein schwankender Charakter sein. Allein dies möchte schwerlich hinreichen, um die Art und Weise zu rechtfertigen wie ihn der Verfasser sich hier gebährden läßt. Man könnte sagen, er schwanke selbst im Schwanken noch einmal, und zwar dergestalt, daß selbst ein sonst nicht schwankender Zuhörer für den Moment wenigstens, mitzuschwanken veranlaßt werde.

Lottchens Liebe ist in der hergebrachten Form der weniger empfindsamen, als empfindsam sprechen wollenden deutschen Romane aus den siebziger Jahren, und die Kritik hätte den empörenden Umstand, daß sie als Schwangere aufgestellt wird, die auch durch physische Hülflosigkeit rühren will, gleich anfangs strenger rügen sollen, um wo möglich den Nachahmungen zu steuern, die hier sich so bequem anstellen ließen. Denn was ist leichter, als durch die Darstellung von

Hunger, Durst, Krankheit u. s. w. das Mitleid in Anspruch zu nehmen? und nun vollends durch das Hervortreten einer leidenden Schwangern, die im wirklichen Leben jedem nicht ganz Verworfenen eine heilige Scheu und Achtung abfordert! — Doch eben um deswillen, wollen wir eine solche nicht auf der Bühne sehen, wo nur der schöne Schein walte. Uebrigens ist G. bei diesem Irrthum nicht Original, sondern er verdankt ihn der Eugenie von Beaumarchais.

Dennoch hat der deutsche Hausvater ein bedeutendes Glück auf der Bühne gemacht, theils wegen des Stoffes, der damals noch neu war, und einige erschütternde Scenen veranlassen mußte, theils aber auch, weil einige der bedeutenderen Schauspieler Deutschlands alle ihre Kräfte aufboten, um den vom Dichter nur exoterisch ausgeführten Hausvater zum wahrhaftigen deutschen Leben hinaufzutragen.

Es ist deshalb nichts Seltenes, daß jenes Drama auch noch heutzutage überschätzt wird, welches sich zum Theil durch den letztern Umstand erklären läßt. Vergleicht man es mit Diderots père de famille, so steht es allerdings fester als dies, sein Vorbild; ält man es aber an die wenigen ausgezeichneteren Darstellungen des deutschen Familienlebens, z. B. an Iffland's

Jäger, so fällt der Mangel an rein nationalem Leben und gemüthlicher Tiefe um so klarer in die Augen.

§. 99.

Anton Wall (Heyne). In dem Anfange der achtziger Jahre, einer an Laune nicht eben reichen Zeit, gab er einige Schriften, deren man sich gar wohl erfreuen muß, da sie fast durchgängig den Charakter des Angenehmen tragen, und zwar so entschieden, daß der reine Aesthetiker, nach gehöriger Definition des Angenehmen, ganz gelassen auf die früheren Schriften dieses Dichters hinzeigen dürfte, sagend, dort sei es vorhanden. In dieser Hinsicht stehen seine Bagatellen, an denen wenig mehr zu tadeln sein dürfte, als der ausländische Titel und ein wenig ausländischer Faunensinn, fast einzig da. Aber ganz unbedingt rühmen darf und soll man die beiden kleinen köstlichen Lustspiele: „Die beiden Billets" und „der Stammbaum," freundliche Diminutiv-Dramen, die sich in der That mit stehenden Lettern geschrieben haben. Dieser Vater Märten, dieser Görge, dieses Röschen, dieser überaus ergötzliche Barbier Schnaps sind wirklich ewige Personen, die nicht leicht zu häufig wiederkehren können. Wie ist unter den beiden Liebenden alles so lieb und gut, so naiv kräftig

und traulich, wie angenehm die bequeme und gutmüthige Bornirtheit des Alten, wie alles so wahrhaft deutsch-idyllisch. Und nun vollends der Wolf, den manche französische Schriftsteller mit Recht im Geßner vermißt haben: Welch' ein witziger, spaßhafter, und bei aller Spaßhaftigkeit doch so bedenklicher Wolf, tritt hier in der Person des trefflichen Schnaps auf! Man möchte wünschen, daß alle geistreichen Lustspieldichter diese beiden Lustspiele in ungemessener Reihe fortsetzten, so wie denn unser trefflicher Goethe durch seinen „Bürgergeneral" den ersten erfreulichen Anfang damit gemacht hat.

§. 100.

Aber welches unselige Schicksal, das hier nicht enthüllt werden kann, waltete über dem Verfasser so freundlicher Schriften! Er verfiel in eine dunkle Schweigsamkeit, die fast zwölf Jahre dauerte. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, daß sich der liebe Kranke jemals wieder dem deutschen Publikum nähern würde, als plötzlich, im Jahre 1799, Amathonte, ein persisches Mährchen, von ihm erzählt, von neuem die noch ergötzbaren Deutschen um ihn versammelte. Es hätte bei weitem weniger der Erwartung entsprechen können, und man würde ihm dennoch gern zugehört haben, schon um deswillen, weil

er doch endlich einmal wieder Lust bekommen hatte zu erzählen. Aber es hatte in der That einiges von der alten guten Laune, und das „Lamm unter den Wölfen," das gleich darauf folgte, wußte sich nicht minder ergötzlich zu machen. Doch nun war es auch fast mit der Freude vorbei, denn „Adelheid und Aimar," „Korane" und „Murad" trugen fast nur seinen Namen auf dem Titelblatt, und brachten gar wenig mit von dem, was man einst an ihm geliebt hatte. Besonders war es betrübt zu bemerken, daß der sonst so harmlose Schriftsteller sich jetzt oftmals mit der Polemik gegen das befaßte, was man so eben die neuere Aesthetik nannte, welche Bemühung denn nothwendig sehr unglücklich und breit ausfallen mußte, da er von dem, was er angriff, vielleicht nur vom Hörensagen etwas wußte, und die ganze Sache ihn gar nicht sonderlich anging. Es scheint überhaupt, als sei ihm jene unergötzliche Polemik nur von außen her gekommen, und etwa durch einige irritirte mittelmäßige Schriftsteller, die gern seinen geachteten Namen bei sich haben wollten, aufgedrungen oder aufgeschwatzt worden, wobei man vielleicht ein nicht schweres Spiel hatte, da er wohl schwerlich das Talent besaß, ein entschiedenes Nein auszusprechen.

§. 101.

Wie dem auch sein mag; gern hätte man ihm jene unziemliche polemische Tendenz vergeben, und gewiß hätte seine bessere Natur sich bald von jener unergötzlichen Bemühung losgesagt; doch ist er seitdem, öffentlichen Nachrichten zufolge, leider von neuem in jenen früheren Zustand gerathen, was nur zu glaublich ist, da wir seit dem Jahre 1801 kein neues Werk von ihm erhalten haben. Seitdem ist wieder alles still von ihm, so still, daß auch nicht ein einziges Wort zu vernehmen war, aus dem die entfernteren Deutschen, die W's frühere Schriften lieben, einige Beruhigung über seine Lage hätten schöpfen können.

Lasset uns deshalb wenigstens nicht vergessen, was er einst, von Gesundheit und Jugend begünstigt, geleistet habe, und nicht für unbedeutend und unscheinbar halten, was so harmlos und freundlich ist.

§. 102.

Johann Friedrich Schink. Wir besitzen von ihm der Bücher viele und mannigfaltigen Inhalts, denen man es ansieht, daß sie unmittelbar für die nächsten Bedürfnisse des größern Publikums berechnet sind. In der Kritik hilft er sich mit einigen nur halb verstandenen Frag-

menten von Lessing, dessen Höheres ihm gänzlich unverständlich geblieben zu sein scheint; doch sind auch jene Fragmente schon hinreichend, um manches sonst ganz farblose Buch damit aufzuputzen. In seinen poetischen Werken mangelt die Freiheit des eigenen Urtheils und die Fülle der Phantasie, und in den auf Satire ausgehenden Schriften zeigt sich deutlich ein Misverstehen dessen, was als Objekt der Kultur des Zeitalters dem Gelehrten und Schriftsteller, der zu seiner Nation reden will, völlig klar sein sollte. Daher die häufigen Streiche in das Leere hinein, die wiederkehrenden Lieblingsspäße, die selbst nur Einmal gehört schon misfallen mußten, daher endlich als gerechtes Resultat das gänzliche Zurückziehen des Publikums von einem Autor, der das Streben desselben entschieden misversteht.

Unter seinen Schriften mögen hier, der historischen Ordnung wegen, genannt werden: Die dramaturgischen Monate, die Ausstellungen, Faust, der travestirte Hamlet, die Launen, Fantasien und Schilderungen aus dem Tagebuche eines reisenden Engländers, die schöne Schwärmerin, die Spiele der Laune, des Witzes und der Satire u. s. w. Sie mögen als Belege dienen zu dem hier gefällten Urtheil, das bei seiner anscheinenden

Strenge auf den Charakter der Milde Anspruch machen darf.

§. 103.

Wetzel. Ein kurzer Frühling des Geistes gab uns von ihm manche zu ihrer Zeit geschätzte Romane und Schauspiele, die zum Theil nicht ohne Anlage für das Komische gedacht, und mitunter auch wohl ziemlich ergötzlich ausgeführt waren. Er schrieb die Lustspiele: „Der blinde Lärm, die komische Familie, Wildheit und Großmuth, der erste Dank, Zelmor und Ermide, die Komödianten, der kluge Jakob, Kutsch und Pferde, Rache für Rache, Ertappt! ertappt!" u. s. w. (sämmtlich erschienen Leipzig 1780) und ärndtete dafür einen nicht geringen Beifall von den Lesern und Zuschauern, besonders da man den meisten der Letzteren einige Genügsamkeit wohl nachrühmen darf. Derselbe Lohn blieb auch bei dem höchst mittelmäßigen Roman „Wilhelmine Arendt, oder die Gefahren der Empfindsamkeit," nicht aus, so wie auch einige andere Schriften, die ein wissenschaftliches Bemühen verrathen sollten, wohl beachtet wurden. Dem Verfasser aber war dieser Beifall bei weitem nicht genügend, und da er überhaupt sein Talent viel zu hoch anschlug, so befriedigte ihn das erregte mäßige Wohlwollen keinesweges. Es

setzte sich eine bittere Stimmung, das unseligste Hemmniß jedes höheren Strebens, bei ihm fest, und er schrieb in dieser Stimmung noch manches, was aber einen unfreundlichen und scharf verletzten Geist verrieth. Das misfiel fast allgemein, das Publikum zog sich nach und nach gänzlich zurück, und ließ den Dichter mit seiner finsteren Stimmung allein. Immer höher wuchs das unselige Gefühl der gekränkten, nie zu befriedigenden Eitelkeit, und da noch manche zufällige Verdrießlichkeiten und eine eben nicht zufällige, bei den meisten deutschen Schriftstellern ziemlich gewöhnliche Armuth, seine Seele immer mehr und mehr abmatteten, so versank er zuletzt in einen entschiedenen Wahnsinn, der nur zu bald den Charakter der Unheilbarkeit annahm.

§. 104.

Es ist betrübend, hinzusetzen zu müssen, daß fast das ganze deutsche Publikum ihn nun gar bald aus den Augen verlor, und daß mehrere Jahre vergingen, ehe für den Unglücklichen irgend etwas Erhebliches geschah, bis endlich im Jahre 1799 eine wohlmeinende Schrift die Aufmerksamkeit der vielleicht ein wenig vergeßlichen Deutschen wieder auf ihren ehemals ziemlich geliebten Schriftsteller zurück lenkte. Was seit der Zeit Erhebliches geschehen ist, um sein hartes

Schicksal zu lindern, ist mir nur halb bekannt worden; leider aber ist es niemandem unbekannt geblieben, daß seitdem auch einige „Werke des Wetzelschen Wahnsinn's" in den Druck gegeben worden sind, für welches Unternehmen kein Wort des Tadels strenge genug sein kann.

Die Scene, welche uns Wetzels Geschick bietet, ist von tief ernster tragischer Bedeutung; doch soll man sich diesem Eindrucke nicht weigern, schon um der wichtigen Lehre willen, welche dasselbe enthält. Wenn Cato keine Rede beschließen konnte, ohne auf die Zerstörung Carthago's zu dringen, so sollte billig jeder bewährte Autor, der sich einigen Einfluß auf die jüngeren Dichter zutrauen darf, keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, um vor der Eitelkeit zu warnen, die unendlich schlimmer ist als der Geist der Punier, und um so verheerender wirkt, da sie oft stumm und in der einsamen Brust giftig daliegt, während niemand sie ahndet, als der sie besitzt. Doch ihm, wenn er ununterstützt von Freunden, den einsamen Kampf gegen sie beginnen will, entsinken oft die Waffen, und eine unselig täuschende Stimme flüstert ihm wohl gar zu, das sei eben der edle Stolz, der dem Manne so wohl stehe, und das ewige von der Gemeinheit trennende Zeichen.

Es ist in einem historischkritischen Werke, wie dieses, wohl nicht verstattet, ausführlicher über diesen Gegenstand zu reden, doch darf ich bei dieser Gelegenheit an eine Andeutung im ersten Theil meiner Latona erinnern, welche einige mit besonderer Innigkeit geschriebene Worte über jenes nicht selten für ästhetisch angesehene Laster enthält.

§. 105.

Sophie la Roche. Wenn auch die Werke dieser edeln allgemein geehrten Frau nicht immer mit einer entschieden poetischen Kraft darstellen was dargestellt werden soll, und die Fülle von Fantasie vermisst wird, die dem Roman seinen Zauber leihet, so wird man doch mit Freuden einräumen, daß in allen ihren Schriften ein durchaus reiner, frommer, weiblicher Sinn, und ein durch mannigfache Erfahrungen in bedeutenden Lebensverhältnissen gestärkter Verstand auf eine erfreuliche Weise zu uns redet. Dieser stille Geist war es, der in ihrem ersten Werke, „der Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (1771) und in ihrem letzten, „den Sommerabenden Melusinens" (1806) herrschte, und an kein Alterwerden im trüberen Sinne des Wortes glauben ließ. So ist es denn auch auf einer anderen Seite nicht unmerkwürdig, daß Wieland es war,

der sowohl ihre erste als letzte Schrift herausgab. Außer den genannten Werken besitzen wir noch von ihr: „Die Briefe an Lina,“ „die Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhunderten,“ „die Geschichte der Miß Loni,“ „das schöne Bild der Resignation,“ „mein Schreibetisch,“ „Liebehütten u. s. w. die wie es scheint, heut zu Tage nicht mehr viel gelesen werden. Daß einzelne Parthien in diesen Werken mit Grund in Anspruch genommen werden können, möchte wohl nicht als eine genügende Entschuldigung für diesen Umstand angenommen werden dürfen, indem es wahrscheinlich nur der Mangel des Pikanten und Choquanten ist, der sie von den Tischen der meisten heutigen Leser und Leserinnen entfernt.

§. 106.

Georg Forster. Es ist eine nicht neue, doch sehr wahre Bemerkung, an die man nur zu oft erinnert wird, daß die meisten bedeutenden Schriftsteller der Deutschen kränklich waren, und kränklich sind. Ihre Thätigkeit waltet nicht da draußen in dem freibewegten Leben, nicht in der erhebenden Frische der Berge oder der beruhigenden Kühle der Wälder, sondern in dem stillen, beengten Zimmer, das sie sich dann (und wohl mit großem Recht, wenn ihnen nichts an-

deres übrig bleibt) so freundlich als möglich auszuschmücken suchen. Die nächste Folge davon ist, daß man auch in ihren Schriften Stubenluft athmet, die sich dann oft mit unbehaglichem Gewicht auf die Flügel der Seele legt, deren Zartheit keinen Druck erdulden mag. Belege für diese Bemerkung anzuführen, wäre wohl sehr überflüssig, da sie sich ohnehin nur zu häufig aufdrängen; darum möge hier kein Name genannt werden.

Um so inniger aber ist es anzuerkennen, wenn uns ein deutscher Schriftsteller in vollständiger Gesundheit begegnet, und man ist schon um deswillen geneigt, ihm für jenen Vorzug manches etwa anderweitig Mangelnde zu übersehen oder zu vergeben. Ein solcher kerngesunder Autor ist Georg Forster, ein Mann, aus dessen Schriften man es gar wohl merken kann, auch ohne daß eben viel davon die Rede ist, daß er die Welt nicht bloß umschiffte, sondern auch erkannte. Wir besitzen in ihm einen unsrer ausgezeichnetsten Prosaiker, dem als Stylisten (abgesehen von dem Inhalt seiner Schriften) nicht viel mehr fehlt als .... fleißige Leser, die sich gern unterrichten lassen wollen. Die Anzahl der letztern war, den Zeugnissen der Literaturgeschichte zufolge, nie größer als in der Kindheit unsrer

neuern

neuern Literatur, und hat mit dem Fortschreiten derselben abgenommen, was sich freilich nicht ohne einige Misbilligung erzählen läßt.

§. 107.

Diejenigen Kritiker, welche sich nicht eher zufrieden geben können, als bis sie die sämtlichen Autoren in die gehörigen, meist engen Fächer gebracht und gewissermaßen beigesetzt haben (wie Hamlet die Leiche des Polonius), kommen bei Forster in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er sich nun einmal schlechterdings nicht rubriciren läßt, nnd mit genialischer Willkühr jede ihm voreilig gesetzte Schranke überspringt.

Wäre nur das Wort: „Vermischte Wissenschaften," oder „Vielseitigkeit" durch Misbrauch nicht so ganz um seine bessere Bedeutung gekommen, so dürfte man sagen, Forster sei ein wahrhafter Virtuose in jener vielseitigen und vermischten Wissenschaftlichkeit. Da aber jener Misbrauch in der That so tief gewirkt hat, daß man, troß aller Verwahrung, bei jenen Worten sich dennoch eine unerquickliche encyclopädistische Halbwisserei zu denken pflegt, so ist es wohl besser, in Beziehung auf F. an die wissenschaftliche und gemüthliche Bildung „für die Gesellschaft" zu erinnern. Wenn schon die wahrhaftige Humanität und lautere Liebe, ohne welche alle gesellige

Cultur ein eitler Tand ist, die Furcht beseitigt, es möge auch bei jener Bestrebung einige Seichtigkeit nicht wohl zu vermeiden sein, so fällt diese Furcht um so mehr weg, wenn wir vernehmen, was es denn sei, worauf er am meisten dringt, und was er am innigsten rühmt. Vaterlandsliebe, allgemeine Entsagung, große Selbstverläugnung, Unabhängigkeit von leblosen Dingen, Einfalt in den Sitten, Strenge der Gesetze (S. F's kleine Schriften, Th. VI., S. 358 ff.) — wen solches Treffliche die Brust erfüllt, der möge sich unbedenklich den Fluthen des bewegten Lebens überlassen (falls sie ihn reizen und er dort wirken zu können glaubt), er wird nicht untersinken, er möge sich den vermischtesten Wissenschaften hingeben, und von Blüthe zu Blüthe, von Frucht zn Frucht eilen, wie könnte ihn je das Oberflächliche erfreuen? wie könnte er jemals seicht erscheinen?

§. 108.

Doch freilich, wer die gebahnte Heerstraße verläßt, und das sichere Geländer, an dem es sich ganz gemächlich wandelt, ist oft in Gefahr zu irren, und, weil er ein vollständiger Mensch ist, diesen Irrthum mit ganzer Seele zu umfassen. Forster hat gar häufig geirrt, besonders in seinen politischen Schriften, deren Beurthei-

lung nicht hieher gehört. Keine halbe oder Drei-Viertel-Wahrheit, wie sie sich ihm genugsam bot, hätte ihn retten können; wohl aber die ganze, und wenn es überhaupt ein Buch geben kann, aus dem sich eine solche politisch-historische Wahrheit lernen läßt, so hätte Niemand anders verdient sein Lehrer zu sein, als Tacitus, der klarste und tiefste unter den genialen prophetischen Historikern. In ihm hätte er befriedigende Antwort gefunden auf jede Frage, die der denkende Mensch an seine Zeit richten kann, er wäre vielleicht durch ihn sich selbst gerettet worden, und hätte seinen Irrthum nicht so schwer büßen müssen. Doch eben um der tiefen Leiden willen, die ihm jener Irrthum gab, und die er so männlich bestand, lasset uns dem trefflich gesinnten Manne nicht zürnen, der alles was er wollte, und that, ganz wollte und that, und sein Leben wendete an die Idee, mochte sie auch nicht die beglückende sein.

Forster hat ferner gar sehr geirrt, als er sich einer schimmerreichen ausländischen Philosophie anheim gab, als er von Fremden borgte, was er unendlich besser in seinem eignen starken und freien Geiste selbst hätte erzeugen können; und nur dieser letztere in seiner männlichkühnen Wehrhaftigkeit konnte ihn schützen, daß jene un-

weise Weisheit nicht weiter drang, als bis in die Vorhöfe seines Innern, und daß sich dieses in jugendlicher und frischer Stärke erhielt. Dennoch hat er nicht hindern können, daß manches Unheil daraus hervorging, z. B. die verkehrte Ansicht vom Christianismus, wobei indeß der Trost gelten mag, daß die Sünde der Feder nicht immer Sünde des Gemüths sei, ferner die aus jener verkehrten Ansicht fließende irrige Meinung von der früheren Deutschen Vergangenheit, die denn doch wohl unendlich kräftiger dasteht, als die so eben vorübergegangene bodenlos skeptische, das Misbehagen an manchen aus jener Zeit herstammenden, längst als klassisch anerkannten Gemälden, und andern Kunstwerken, obwohl er, so viel ich weiß, wenigstens nicht so weit ging zu glauben, sie mit der sogenannten Griechheit schlagen zu können, u. s. w.

§. 109.

Ueberhaupt ist F. ohne entschiedene Sicherheit im ästhetischen Urtheil. Nicht etwa deswegen, weil ihn keine Vollkommenheit der Darstellung mit einem Stoff aussöhnen konnte, der sein Zartgefühl verletzte, seine Sittlichkeit beleidigte, oder seinen Geist unbefriedigt ließ, nicht deswegen, weil er stets im Künstler den großen und edeln Menschen bewundern wollte; denn

alle diese Forderungen sind gar sehr rechtmäßig, oder können es wenigstens sein, wenn sie sich selbst verstehen, und (wie bei F. gewiß der Fall war) auf eine Einigkeit der Gesammtkräfte im Menschen hindeuten, die durch nichts Vereinzeltes, und durch keine Virtuosität im Einzelnen befriedigt werden kann, wenn es klar erkannt worden ist, daß Schönheit ohne Sittlichkeit zu den gemüthlosen Träumen der willkührlich trotzigen Uebermodernen gehört. Sondern deswegen ist F. ohne Sicherheit im Schönheitsurtheil, weil er in der Mitte steht zwischen reiner Natürlichkeit und künstlerischer Bildung, weil es ihm an reiner und freier Hingebung an die Religion fehlte, deren Göttliches in der Erscheinung des Christenthums er nur schwach ahndete, weil sein historischer Sinn durch seine Zeit getrübt worden war, der er eine bei weitem größere Bedeutung beilegt, als ihr zukommt. (Tacitus würde manche der von F. angestaunten Menschen mit zwei bis drei einfachen oder vielleicht epigramatischen Worten abgefertigt haben.) Indessen ist auch in dieser Hinsicht Forstern viel zu verzeihen, denn er gab uns zu einer Zeit, wo niemand an Indien und Indische Poesie dachte, die Sakontala, ein köstliches tief ansprechendes Werk, zu dem man stets mit neuer

Liebe zurückkehrt. — Und wie groß und einfach gedacht und ewig wahr ist nicht so mancher einzelne Spruch Forsters über die nothwendigen Eigenschaften des Künstlers! — „Der Künstler (heißt es in seinen Ansichten), der nur für Bewunderung arbeitet, ist kaum noch der Bewunderung werth, ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet, es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann.“

§. 110.

Wie hoch steht F. über jedem, selbst dem gründlicheren Fachgelehrten, der an die Möglichkeit einer vereinzelten Wissenschaft glaubend, die alte Allegorie vom Tode im Buchstaben ewig erneut! Denn gerade die Wiedervereinigung aller im inneren Wesen verknüpften und nur jetzt willkührlich getrennten Wissenschaften war ihm das herrlichste Ziel, und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns das, was vorhin als „gesellige Bildung“ angegeben worden ist, als das rühmlichste Ziel des Gelehrten.

Es ist nicht schwer, unter der Fülle von Gedanken, die dieser reiche Geist mittheilte, gar

viele, vielleicht die Hälfte, als unhaltbar zu zeigen, aber abgerechnet, daß auch seine Irrthümer wichtig und lehrreich sind, bleibt ihm noch genug, das eine ewige Dauer beurkundet, weil es überhaupt ist und lebt.

(Vergl. Charakteristiken und Kritiken Th. I. S. 88 bis 131, woraus hier Manches benutzt; anderes aber, als entschieden irrig scheinend, in sein Gegentheil versetzt worden ist. Man darf überhaupt wohl annehmen, daß der sehr geistreiche Verfasser jenes Aufsatzes, im Jahre 1812 schon ganz anders über F. denken werde, als im Jahr 1796 oder 97, wo er seine Bemerkungen über ihn zum erstenmale mittheilte.)

§. 111.

Christian Heinrich Spieß. Dieser Schriftsteller nahm sich die Langeweile eines gewissen Theils des leselustigen Publikums so sehr zu Herzen, daß er mehr als ein Decennium lang in jeder Messe zwei bis drei Bücher von ansehnlicher Leibesgestalt lieferte, um nur einigermaßen seine zahlreichen Freunde zu befriedigen. Er gab deshalb die Schauspiele: „General Schlenzheim," in welchem viel Unglück und viel Tugend aufgeboten wird, um zu rühren, „die kleinste Lüge ist gefährlich," in welchem dem Parterre eine heilsame Moral auseinander gesetzt

wird u. s. w., aber es wollte alles nichts verfangen, und seine Berühmtheit blieb zweifelhaft, bis endlich sein Genie die wahre Bahn fand, auf welcher ihm „Clara von Hoheneichen" begegnete, ein Stück, in welchem der Hauptcharakter sich eben sowohl auf das entsetzlichste Fluchen, als auf das zerknirschteste Beten, auf die stolzeste Verachtung, wie auf die großartigste Liebe versteht. Ein Ritter, der die Tapferkeit, Zärtlichkeit, Bitterkeit, den Weinhumpen, und zuletzt auch die Ketten bei sich oder um sich trägt, ein verliebter Landgraf, der die schnödesten Reden mit anhören muß, unter welchen die, „er möge doch ja still sein, da er noch nicht einmal einen rechten Bart habe," sich fast als ein gelinder Scherz verliert, ein Vertrauter, der ganz von Boshaftigkeit durchdrungen, und mit Ruchlosigkeiten, wie mit giftigen Blumen, umhangen ist, wären allein schon hinreichend gewesen, die Zuschauer zu entzünden, wenn auch nicht die leblosen Dinge, ein unterirdischer Gang, ein Burgverließ, gezückte Dolche, und andere böse oder erfreuliche Umgebungen hinzu gekommen wären. Dazu rechne man noch, daß dieser Dichter so bequem und verständlich schrieb, daß ein jeder ihn ohne Mühe vernehmen, und gewisser-

maßen selbst mit an dessen Werken zu arbeiten glauben konnte.

Dennoch muß Spieß das Drama nicht ganz für das ihm behaglichste Feld gehalten haben, denn er entsagte ihm bald fast gänzlich, und schrieb Romane und Novellen in großer Anzahl: „Die Löwenritter, die zwölf schlafenden Jungfrauen, Ritter Benno von Elsenburg" u. s. w. die alle ein großes Glück machten, und in denen allerdings eine bunte Phantasie herrscht, die man freilich wohl nur als Ammenfantasie bezeichnen darf, doch ohne sie damit zu loben und ohne sie damit zu schelten. Es ist in der That ein Etwas, das anerkannt werden will und anerkannt werden soll.

§. 112.

Da aber denn doch nicht jedermann an diesen Ritter- und Geistergeschichten Freude fand, so sorgte Sp. auch für den Geschmack der zarter gesinnten Leser. Er gab Biographien der Selbstmörder und Wahnsinnigen, in denen das Gräßliche, vielleicht nicht ohne Lust, zusammen gehäuft worden ist, er führte die vergnügtesten Leser durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, und schien dabei sich selbst recht wohl zu befinden. Er erzählte Kriminalgeschichten, in denen die Gemüther der

Diebe, Mörder und Mordbrenner bis auf die kleinste Faser untersucht, und selbst den feinorganisirtesten vornehmsten Damen zur schauderhaftesten Kurzweil vorgestellt wurden; ja zuletzt waren selbst die Geheimnisse der alten Aegypter vor ihn nicht mehr sicher, und er benutzte sie wenigstens zu einem imponirenden Titelblatt. Er hätte dessen nicht bedurft, da wohl nur wenige deutsche Autoren so zahlreiche Leser gefunden haben, und diese auch durch eine ganz unscheinbare Aufschrift würden zufrieden gestellt worden sein.

Ueber Spießens Styl ein entscheidendes Urtheil zu fällen, ist ein Unternehmen von besonderer Schwierigkeit, indem derselbe in allen Farben spielt, oft aber auch ganz ohne Farbe erscheint. Es trifft sich wohl, daß der erste Bogen ganz ruhig und in epischer Gelassenheit hingeschrieben worden ist, der zweite aber einen Anlauf zur Lyrik nimmt, der dritte in Elegien weint, der vierte nach epigramatischer Kürze ringt, bis endlich der fünfte bis dreißigste allen diesen Eigenschaften entsagt, und sich ohne Genirtheit populär und matt und unbehülflich fortbewegt.

Es ist nicht die Meinung, diesem Schriftsteller einige gute Anlagen und Absichten abzu-

sprechen; aber es fehlt ihm durchaus selbst die leiseste Ahndung von den Eigenschaften einer künstlerischen Komposition. Man kann nicht eigentlich von ihm sagen, daß er dem Modegeschmack gefröhnt, sondern daß er ihn bestimmt habe, aus welchem Umstande sich allerdings die Folge ziehen läßt, daß er nicht ganz ohne Talent und Phantasie gewesen sein könne. Doch Vielschreiberei und tumultuarische Eilfertigkeit, den frivolen Wünschen gewöhnlicher Leser auf der Stelle zu entsprechen, ließ keine seiner Schriften zur Reife kommen, und während sein Vorrath von Materialien schon lange erschöpft war, schrieb seine Feder doch immer noch fort, ohne daß ein Geist sie leitete. — Selten ist vielleicht der Tod eines Schriftstellers, dessen Romane man fast verschlungen hat, so schnell vergessen oder gar leichtsinnig übersehen worden, als der seinige: zum warnenden Beispiel, daß der Dichter sich nichts zu schaffen machen solle mit **jenen** Lesern, die nur aus innerer Leerheit blättern, stets von Begierde zum Genuß eilen, und im Genuß vor Begierde verschmachten. Es ist ein einfacher Mythus, daß die Danaidengefäße nun einmal nicht zu füllen sind; doch leider vergessen ihn zuweilen auch solche Autoren, die wohl

werth wären, daß sie schönere Hoffnungen hegten, die nicht so leicht täuschen.

§. 113.

Friedrich Schulz. Es war wol zu Anfang mehr äußere als innere Nothwendigkeit, die diesem Schriftsteller die Feder in die Hand gab, und es ist keinesweges zu bewundern, daß seine allerersten Romane, als unreif und gehaltlos anerkannt, längst vergessen worden sind. Um desto mehr ergriff er hinterher das größere Publikum durch seine Erzählungen: „Moritz" und „Leopoldine," in denen man einen kindlichen Ton zu hören meinte, dessen man sich wohl erfreuen dürfe, da er nicht oft geboten werde. Wenn auch zuweilen das Kindliche in das Ueber-naive und Ausländische ging, so hatte das bei den einmal fröhlich gestimmten Lesern eben nicht viel auf sich, so wie denn auch die leichte und bequeme Darstellung allerdings nicht geringes Lob zu verdienen schien. Späterhin schrieb S. noch Manches, das zwar nicht jene Sensation erregte, die Moritz und Leopoldine zu erwecken gewußt hatten, dennoch immer wohl geeignet war, die Neigung zu erhalten, die das Publikum ihm einmal zugewandt hatte. Wirklich darf man auch diesem Schriftsteller wohl nachsagen, daß er stets besorgt war, sich jene Günstigen zu

erhalten, und ihre Anzahl zu vermehren, weit entfernt von dem starren Hochmuth, als müsse jedes, was er hinwerfe, auch augenblicklich gefallen. In dem Verhältnisse des Autors zum Publikum soll stets eine gewisse zarte Sorglichkeit walten, und kein Trotz auf alte Lorbeeren zur Sprache kommen. So war es einst, besonders zu Gellerts Zeit, so sollte es immer sein, und deshalb soll der Kritiker, wo er es findet, es rühmend anerkennen. Nur möge hieraus, wie es sich wohl von selbst versteht, nie gefolgert werden, als müsse der Schriftsteller jemals den Launen oder den verkehrten Tendenzen des Publiums fröhnen, indem ja gerade ihm allein die Macht verliehen ist, jene Launen und Verkehrtheiten zu vertilgen. Es darf deshalb nicht ungerügt bleiben, daß S., um auch den Beifall einer gewissen Lesergattung zu erhalten, zuweilen die zarte Linie des Sittlichen überschreitet, ja sogar einmal in seinem Grigri dem jüngeren Crebillon folgt, der billig ewig ganz allein hätte stehen sollen. S. scheint etwas Aehnliches gefühlt zu haben, indem er gerade bei diesem Werke seinen wahren und ehrenwerthen Namen zurückhielt, und den ominös weichlichen „Gustav Honig" annahm. Unter seinen „mikrologischen Aufsätzen" hat sich besonders der: über das Vor-

setzen des „Herr" vor die Schriftstellernamen bekannt gemacht; doch dürfte gerade hier die noch nicht ganz gesicherte Kritik des Verfassers am sichtbarsten werden, und es verdiente wohl jene halb scherzhafte, halb ernsthafte Idee, welche etwa 1793 gefaßt wurde, jetzt wieder aufgenommen, und mit größerer Sicherheit ausgeführt zu werden.

§. 114.

August Friedrich Ernst Langbein. Der Charakter seiner frühesten Schriften, z. B. der „Schwänke," war Laxität und Lascivität, aber sie gewannen dadurch eine Berühmtheit, die dem Verfasser selbst hinterher sehr lästig geworden zu sein scheint. Wirklich suchte er auch späterhin den Eindruck, den jene Schrift, so wie manches in den „Feierabenden" und früheren Gedichten auf den bessern Leser gemacht hatte, nach Kräften zu verwischen; dennoch, dünkt uns, könnte er darin noch weit mehr thun, wenn er sich vor allen Dingen bemühete, mehreren seiner jetzigen Leser und Lobredner zu — misfallen. Bei seinem nicht zu verkennenden Auffassungs- und Darstellungstalent mancher komischer Parthien im Leben, dürfte ihm die Beschränktheit nicht verborgen bleiben, in der er sich, um jene Leser nicht ganz zurückzustoßen, noch immer oft

genug herumtreiben muß. Wollte er aber nur mit Entschiedenheit jenen Beifall verschmähen, so würde, läßt sich hoffen, der bleibende und erfreulichere nicht ausbleiben.

Diejenige Gattung der Poesie, welche unserm Langbein am meisten zuzusagen scheint, und die er deshalb auch am sorgfältigsten übt, ist die Ballade und Romanze. Er bewegt sich in ihren Formen mit Behaglichkeit, und weiß eine fröhliche Geschichte recht angenehm vorzutragen. Besonders ist hier zu nennen: „Der Kirchenbau in Aachen,“ in welcher vorzüglich der böse Feind, so köstlich betrogen, eine erfreuliche Rolle spielt, und am Schlusse „des Wolfes ewiglich verlorne Seele, die einem Tannenzapfen gleicht,“ sich gar ergötzlich und wahrhaft plastisch macht, ferner „das Hemd des Glücklichen,“ „der Landjunker und sein Pudel,“ „der Gastfreund,“ u. s. w.

Diese Gedichte verdienen in der That Lob, da sie eine gewisse bequem-heitere Stimmung hervorbringen, und wenn auch nicht immer durchaus geistreich durchgeführt, doch wenigstens witzig gedacht worden sind. L. ist selbst so freundlich und milde gesinnt, daß er in dem Gedichte: „Des Sängers Amt,“ die Pflicht des Dich-

ters, zu erheitern, ganz besonders hervorhebt. Es heißt in demselben:

„Wer mit der Menschheit wohl es meint,
Muß mannhaft sich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der trostlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beschwingen,"

wobei nur zu bedenken ist, daß so manche an ewiger innerer Langweile krankende Leser überhaupt nicht erheitert werden können, und was die Hauptsache ist, die Kritik, um jener freundlichen Absicht willen ihre noch höheren Ansprüche nicht aufgeben kann.

§. 115.

Es ist deshalb nicht zu verschweigen, daß der Hang, lustig und satirisch zu sein, den Dichter nicht selten zur Gedehntheit, Plattheit und Breite verführt hat; wie dies z. B. in den Gedichten: „Der Parasit, der Stubenschlüssel, die Narrenmühle," der Fall ist. Hier ist der Spaß völlig veraltet und wirkungslos, so wie es sich denn überhaupt genugsam erweist, daß L. von der poetischen Satire kaum eine dunkle Ahndung hat. Ihm fehlt, so scheint es, eine genaue und tiefe Kenntniß von dem inneren Wesen des Zeitalters, und von dem was sich dasselbe vorzugsweise, als Objekt der Kultur, gesetzt hat.

Hier

Hier mit klarer Ruhe und sicherer Ueberlegenheit die Verkehrtheit der Tendenzen zu beleuchten, ist ihm nicht gegeben, und er begnügt sich, nur oberflächlich einiger alltäglicher Fehler zu spotten, die in farbloser Allgemeinheit keiner bestimmten Zeit angehören.

Mit nicht geringem Ruhm ist mancher seiner Sinngedichte zu gedenken, deren Form ihm um so mehr zu empfehlen sein dürfte, da sie, in ihrer einmal bestimmt vorgezeichneten nothwendigen Begränzung, vor der Gedehntheit und Breite schützt, die L. sonst nicht leicht zu vermeiden vermag. Eigentliche Epigramme im Sinne der Griechen wird man hier nicht erwarten; wohl aber, mit fröhlichem Witz aufgefasste einzelne Momente, deren Spitze nicht eben tief verwundet, sondern nur leicht ritzt. Als geglückte Sinngedichte sind zu nennen: „Die sitzende Jungfrau," „das Frühlingsgespräch eines Landwirths mit seinem Freunde," die Ausnahme," „Deutschland oder Teutschland" u. s. w.

Leider aber hat sich L. auch mit dem Ernsthaften und Tragischen befassen wollen, wofür es ihm an ästhetischer Tiefe und Kraft mangelt, so daß er nicht selten zu dem Peinlichsten und Grellsten seine Zuflucht nehmen muß, um wenigstens durch die Empörung des sinnlichen Gefühls einen un-

angenehmen Schauder zu erregen. Vollendet widrige Geschichten, z. B. die in der „Roßdecke" von neuem verarbeitete, von dem heillosen Sohn der seinen Vater aus der Burg stoßen, und da dieser nicht weichen will, die Hand an ihn legt, um ihn bei dem greisen Haare zur Thüre hinzuzerren, sollte kein Dichter dem Leser zu betrachten zumuthen.

§. 116.

Auch in der Gattung des Romans hat sich Langbein nicht selten versucht, und, wie es scheint, den Beifall des größeren Lesepublikums in reichem Maaße davon getragen. Es giebt der Deutschen bekanntlich gar viele, denen Schiller das ehrliche Geständniß in den Mund gelegt hat:

Ja, ein derber und trockener Spaß: nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

Und da L. nun vollends nur den derben Spaß ohne Beimischung des nassen Jammers giebt, so läßt man sich das noch lieber gefallen. Es soll eben nicht in Abrede gestellt werden, als sei in den L'schen Romanen nicht mancher einzelne witzige Einfall, oder gar manche einzelne

geglückte Situation; es ist hier lediglich die Rede von der Composition im Ganzen, die bei ihm meistens unkünstlerisch und verfehlt erscheint, so wie denn auch wohl jeder, der Cervantes, Yorik, und den größten aller Humoristen, unsern Friedrich Richter, kennt, an dem L'schen Humor, wie er sich in seinen Romanen zeigt, kein sonderliches Behagen finden dürfte. Selbst die bloßen Titel von manchen derselben, z. B. „Talismane gegen die Langeweile," „Thomas Kellerwurm" u. s. w. geben schon einigermaßen Zeugniß, worauf es bei ihnen abgesehen ist. Hier spielt der Witz nicht, wie bei jenen angeführten Schriftstellern, in angenehmen Cascaden und hoch sich schwingenden Leuchtkugeln, sondern er zeigt meistens nur stumpfe und verbrauchte Pfeile, die matt zur Erde fallen.

Dennoch ist es klar, daß wenn Langbein wahrhaft wollte, d. h. entschieden und (wenn der Ausdruck verstattet ist), im Wollen wollte, er hinreichendes Talent besäße, um den Deutschen einen freundlich witzigen Roman zu geben, der, ganz abgesehen von dem schnell vorübergehenden Beifall mittelmäßiger Leser, durch sein inneres Leben vor der Vergessenheit wohl geschützt sein würde.

§. 117.

(Ueber die Robinsonaden.)

Bei einer nicht fixirten Litteratur, wie es die deutsche ist, soll der stete Wechsel in der Liebe für irgend eine besondere Dichtungsgattung nicht befremden, und es bedarf des Beweises nicht, wie schnell hinter einander unser Publikum gelacht und geweint, zierlich oder pathetisch, südlich oder nordisch sich gebährdet habe, wie oft ein Jahrzehnt die ausschweifendste Vergötterung und die frivolste Verspottung desselben Dichters gesehen habe. Nur Eine Dichtungsgattung — wenn anders der prästabilirte Inhalt eine solche bilden kann, — hat sich fast das ganze Jahrhundert hindurch, in der Liebe des Volks erhalten, und erhält sich hie und da auch wohl noch. Es ist hier die Rede von den Robinsonaden. In einer Zeit, wo das Talent und die Erfindsamkeit der Deutschen sich fast nur dem Feierlichen und Pathetischen, oder auf der andern Seite dem Geschraubt-witzigen und Pedantisch-lasciven zuneigte, mußte die Erzählung von den Schicksalen des Alexander Selkirk einen bedeutenden Eindruck machen, da die Gemüther, die so gern Theil nehmen, auf diese Weise noch nie in Anspruch genommen waren. Aus jener Erzählung entwickelte sich Robinson, und aus

ihm der Nachahmungen so viele, daß fast die ganze Südsee nicht Raum haben würde, wenn sie alle die einsamen Inseln fassen sollte, mit denen die Phantasie der deutschen Schriftsteller sie anzufüllen bemüht war.

Anfangs nahm man die Sache einfach und gründlich. Man erfreute die Phantasie durch eine weite Reise über das Meer hin, dann kam der Schiffbruch, die wüste Insel, physische Hülflosigkeit, verbunden mit den Schauern der Einöde, dann Erhebung der geistigen Kraft, und langsamer doch sicherer Sieg derselben über die Natur, dann die barbarischen Wilden, Freitag, der Spanier und endliche Heimreise. Bald aber war man mit diesem Apparat nicht mehr zufrieden, man verpflanzte auf die Insel auch noch ein Mädchen, das, wie billig, mit höchstmöglichen Reizen geschmückt war, man machte das Eiland zu einem völlig phantastischen Aufenthalt, worin besonders der Verfasser der Insel Felsenburg ein Großes that, man setzte zwei Partheien, eine gute und eine böse, in jenen engen Raum zusammen, und verlor so auf eine höchst unbeholfene Weise den wahren Gesichtspunkt solcher Erzählungen gänzlich aus den Augen.

§. 118.

Endlich wandte sich die ganze Sache in das

Scherzhafte, das aber leider nicht von der besten Sorte war, wie dieses die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschienenen Leipziger, Hamburger, und ähnliche Robinsone zur Ungebühr beweisen. Auch waren die Deutschen zu gut, um sich dergleichen gefallen zu lassen, und sie hielten sich deshalb stets am meisten an den wahren Robinson, und seine ehrlicheren Nachbildungen; doch erlaubte man allerdings auch der phantastisch-tollen Insel Felsenburg, und einigen wenigen ihres Gleichen, zur Gemüthsergötzlichkeit beizutragen.

In späteren Zeiten empfahl Rousseau mit besonderer Wärme, die Idee des Robinson zu pädagogischen Zwecken zu verarbeiten, wobei er indessen wohl etwas Höheres meinte, als einige deutsche Schriftsteller, die rüstig genug an die Ausführung jenes Gedankens gingen, ahnden mochten. Ueberhaupt war damals die deutsche Pädagogik, obwohl gar sehr viel von ihrer früherhin nie geahndeten Vortrefflichkeit gesprochen wurde, einem beengenden ökonomischen Prinzip unterworfen, und sie brüstete sich als Nützlichkeitssystem, während ihre Anhänger nicht einmal über die erste Frage, was denn nun eigentlich nützlich sei, gehörige Rechenschaft geben konnten. So wurde denn Robinson nicht selten zu einem Lehr-

buche verarbeitet, wie man sich auch in den schlimmsten Lagen durch die Welt helfen, und der Natur Nahrung und Kleider abringen solle, während der wahre Sinn jener Geschichte, auf ein unendlich höheres Ziel ausgehend, gänzlich beseitigt oder verkannt wurde.

Die Literatur der Robinsonaden, wie sie, von England ausgehend, in Deutschland die empfänglichsten Gemüther fand, und fast ein Jahrhundert hindurch sich in der Neigung des Volks erhalten hat, ist von dem Verfasser der grauen Mappe, in der „Bibliothek der Robinsone" ausführlich mitgetheilt worden. Es wäre deshalb nicht zweckmäßig, hier wiederholen zu wollen, was in jenem, erst vor wenigen Jahren erschienenem Buche zuerst gegeben worden ist. Leider aber muß hiebei bemerkt werden, daß die dort gegebenen Auszüge aus den einzelnen Robinsonen, sehr ungenügend sind, indem der Charakter und der Styl der älteren Schriften dieser Gattung gänzlich verwischt und in eine farblose Allgemeinheit aufgelöst worden ist. Lob verdient nur die literaturhistorische Bemühung des Vf., so wie auch, daß die ganz schlechten nur mit kurzen Worten, ohne weitläufige Auszüge, bezeichnet worden sind.

Noch in den letzten Jahrzehnten erschienen

gar manche Robinsonaden, z. B. Wenzel von Erfurt (1786); Die gesuchte Perleninsel, oder William Thownsons wunderbare und seltsame Begebenheiten (1797); Abenteuer und Reisen Martin Engelbrechts (nach einer Robinsonade des 17. Jahrhunderts); Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer (1794); Williams Abentheuer, oder die Engländer unter den Wilden (1801); Bella, das Mädchen aus Mexico, oder der unsichtbare Begleiter (1802).

Seit einigen Jahren sind, so viel mir bewußt, die Robinsonaden gänzlich ausgeblieben, so daß es scheint, als habe der Verfasser jener Bibliothek der ganzen fast zu Grabe gegangenen Dichtungsart, den gebührenden Leichenstein setzen wollen. Indessen dürfte man doch wohl an eine edlere Auferstehung glauben, denn der Stoff scheint nur erschöpft; aber er ist es nicht. Nur möge das „Manum de tabula“ an alle Unberufene, nicht vergessen bleiben.

§. 119.

Friedrich August Müller. Als Klopstock mit dem Messias und Wieland mit Idris und Oberon hervorgetreten war, so glaubten die meisten Deutschen, es sei nun mit der ganzen Gattung zu Ende, und man brauche eben nichts weiter in derselben zu thun. Der nüchtern kor-

rekte Alxinger konnte freilich diesen Glauben nicht stürzen; man lobte ihn wohl, doch, wie es scheint, nur ehrenhalber, um ihm einigermaßen die große Mühe zu belohnen, die er sich gegeben. Gelesen worden ist er wenig. Ungleich höher als er steht Friedrich August Müller, der zuerst mit dem „Richard Löwenherz" und „Alfonso" auftrat, und da diese die Gunst der Bessern erhielten, uns bald darauf mit „Adelbert dem Wilden," einem Heldengedicht in zwölf Gesängen (Leipzig 1793, 2 Bände), beschenkte, das leider abermals einen Beleg für die oft gerügte Vergeßlichkeit des deutschen Publikums giebt. Denn wie wenige möchten sich jetzt wohl noch dieses Gedichtes erinnern, und wie unbeachtet liegt es im Hintergrunde der Leihbibliotheken, wo man meistens nur nach den Produkten der letzten Messe fragt, in denen, wie verlauten will, doch nicht eben besonders viel Vortreffliches erschienen ist.

Man wolle nicht glauben, als solle nun hier jener Adelbert ganz besonders erhoben und ungebührlich gepriesen werden, was in keinem Falle gerecht wäre, da die Fehler des Werkes nicht zu verkennen sind. Zuvörderst hat den Verfasser Aristoteles genirt, der bekanntlich verlangt, daß die Handlung, die einem epischen Gedicht

zum Grunde liegt, eine einzige, vollständige, große, nicht ganz historische, sondern mit Erdichtungen verwebte, durch Charaktere und Sitten belebte und durch das Wunderbare erhöhte Handlung sei. Dieses Wunderbare hat M. nun nicht auftreiben können, indem die religiösen Mythen der nordischen Völker zu seiner Zeit noch unbekannter waren, als sie jetzt sind, und deshalb nicht füglich in seinem Epos erscheinen konnten, ohne durch weitläufige prosaische Anmerkungen erklärt zu werden. Die Prosopopöie und Allegorie, wie sie z. B. Voltaire in der Henriade und Spenser in der Feenkönigin benutzt haben, verschmähte er mit Recht, denn sie läßt fast immer kalt, wenn sie etwas Ernsthaftes will, und ist nur (was, so viel mir bewußt, noch nie bemerkt worden) im komischen Heldengedicht ironisch anzuwenden.

§. 120.

Nun suchte der Verfasser dennoch nach dem Wunderbaren, und fand allerdings, daß die ersten Zeiten des Christenthums so wie auch das Mittelalter nicht arm sind an Riesen, Zauberern, Geistern, Feen, Gnomen u. s. w., aber er wagte es nicht, von diesen Wundergeschichten aus den Zeiten Königs Arthus und Karls des Großen Gebrauch zu machen, weil dazu eine

unerschöpfliche Laune, sehr viel Welt- und Menschenkenntniß, eine unverwelkliche blühende Einbildungskraft und vortreffliche Diction gehöre, die, wie er selbst sagt, er nicht besitze.

So nun fast abgemüht durch fruchtloses Umherschauen, blieb ihm nichts übrig als die spätere Ritterwelt mit ihrem wunderbaren Heroismus, ihrer kühnen Religiosität, ihrer tiefen Freundschaft und überschwenglichen Liebe. Und hier nun war er auf dem ganz rechten Wege, hätte er nur an jenes Große des Mittelalters vollständig geglaubt, und vergessend jede störende Einwirkung der kälteren Mitwelt, sich einem noch ernsteren Studium desselben hingegeben. So aber findet er in jener Religiosität nur zu rasch die Schwärmerei, und er weiß für jene Freundschaft und Liebe kein anderes Wort, als daß sie eben enthusiastisch gewesen sei, bei welchem Worte man selten ein halbes Lächeln zu vermeiden pflegt. Es ist aber vor allen Dingen nöthig, daß der Dichter an das vollkommen glaube, was er uns darstellt, indem dem halben Glauben immer nur, wie billig, der halbe Glaube begegnet. Hätte er sich zur Ganzheit in der Ansicht des Mittelalters empor geschwungen, er würde in ihm das wahrhaft Große und Wunderbare schon gefunden haben, welches er jetzt

nur ahndet. — Man vergesse indessen nicht, daß hier weniger M., als seine Zeit angeklagt wird, die für das Studium des Mittelalters noch gar wenig gethan hatte.

Ferner ist es dem Verfasser nicht geglückt, in das Gewühl von Begebenheiten, die hier vor unsern Augen sich entwickeln, Einheit zu bringen, so wie denn auch die Haupthandlung zu oft in den Hintergrund tritt, und von der Menge und dem Geräusch der Episoden fast überwältigt und überschrien wird.

§. 121.

Ferner ist der Dichter unglücklich in der Zeichnung des Lasters, das er gewöhnlich nur in kolossaler Starrheit hinzustellen weiß, ohne es lebendig und klar zu machen. Es wird hier keinesweges eine nüchterne Motivirung verlangt, die alles erkälten würde, sondern nur klare Darstellung des Wesens des Unsittlichen, das, als etwas rein Negatives, hier zu etwas durchaus Positivem gemacht werden sollte. So ist hier denn fast jede Boshaftigkeit, die nur in einem Wörterbuch zu finden ist, jeder Frevel und Greuel, und eine bis zur schauerlichen Widrigkeit gehende Wollust auf den Abt Gregor gehäuft, so daß dieser Mann von der Bürde, die ihm der Dichter aufgeladen, fast erdrückt, kaum mehr

recht auftreten kann. Der Verf. sagt selbst in der Nachrede zu seinem Gedicht: „Einige Stellen wird man im Adelbert gefunden haben, welche die Sitten vieler Klöster der damaligen Zeit und einen Wollüstling mit starken Farben schildern. Der Verfasser würde es sehr bedauern, wenn diese Stellen als die loci laetiores seines Gedichtes angesehen werden könnten. Er ist der Meinung, man müsse das Wohlgefallen des Künstlers an der richtigen Zeichnung und Farbenmischung wohl unterscheiden von dem Wohlgefallen oder Misfallen des Menschen an dem geschilderten Gegenstande, und glaubt den Vorwurf nicht zu verdienen, in solchen Scenen, wo der Schwelger Gregor handelnd auftritt, mit gefälligem Pinsel und reizenden Farben anlokkend gemalt zu haben.“ (S. A. d. W. S. 477.) Geben wir dies alles, und besonders in Beziehung auf den wackern M. auch gern zu, so kann doch eine vollkommene Rechtfertigung in diesen Worten unmöglich gefunden werden, denn wenn auch nicht Reiz und Anlockung hervor gebracht werden soll, wie leicht eingeräumt werden mag, so entsteht doch nothwendig das peinliche Gefühl des Ekels, den der Dichter nicht in sein heiliges Reich aufnehmen soll.

§. 122.

Endlich, um von dem Besondern auf das Allgemeine zu kommen, ist bei dem Verf. der Begriff des romantischen Epos, sollte er auch klar in seiner Seele gelegen haben, nicht zur reinen Erscheinung gekommen; denn es fehlt die überschauende Ironie und der gelassene Welthumor, von denen allein die Romantik getragen werden kann. Wir Modernen haben keinen Ernst, ohne daß der Scherz als das mildernde Angenehme ihn versüßen und beruhigen müßte, und nur dann, wenn dem also ist, dürfen wir uns mit Stolz als Moderne erblicken, und den wunderlichen Neid gegen die Alten aufgeben. Ahmen wir aber die Alten in ihrem einseitigen, bei ihnen wohl begränzten Ernste nach, so kann uns selbst das schönste Talent nicht immer vor der Starrheit und Ungeschmeidigkeit retten. Als rein Moderne, d. h. in der höchsten Vollendung, zeigen sich auch in dieser Hinsicht: Shakspear, und nach ihm, dem niemand gleich ist, Ariosto, Cervantes und Calderon. Wir wissen nicht, ob M. diese Dichter genau gekannt habe, wohl aber, daß ein so trefflicher Dichter wohl werth gewesen wäre, sie ganz zu kennen, um, durch sie geleitet, zu erfahren, was seinem Adelbert noch fehle. Dieses Gedicht geht in seinem ein-

seitigen Ernst so weit, daß wir auch nicht einmal eine einzige durchaus fröhliche Person in demselben finden, keinen Falstaff, keinen Sancho, keinen Kasperl, nach denen man sich gar oft genugsam sehnen möchte.

Möge dieser Tadel nicht streng erscheinen. Unserer Ansicht nach verdient nur der geistreiche Dichter, daß man streng mit ihm verfahre; den mittelmäßigen und schlechten kann man mit einigen Zeilen oder einigen Scherzen abthun. Wer vom Pyrrhus, König von Epirus, sagt, es sei schade, daß er siegend gewissermaßen doch auch verloren, und kein siegreiches Ende genommen habe, der e h r t ihn. Von den Volskern und Aequern, selbst von ihren ersten Feldherrn läßt sich dergleichen eben nicht sagen.

Und was ist denn nun das Treffliche im Adelbert? Es möge ganz kurz aufgefaßt werden; Eine fast überall hervorleuchtende edle, durchaus deutsche Gesinnung, eine vortreffliche Darstellung mancher einzelnen Parthien, z. B. der Zweikämpfe und Turniere, eine wohlgemessene und wohltönende Diction, und ein fast immer leichter und angenehmer Reim, der dem Gedicht nicht selten eine besondere Anmuth und Zierlichkeit giebt.

Ganz besonders scheint M. durch den großen Gedanken der Freundschaft entzündet worden

zu sein, und alles was in seinem Gedichte auf dieselbe Bezug hat, steht in glücklicher Lebendigkeit da. Die Liebe spielt dagegen gewöhnlich nur eine untergeordnete, weniger genügende Rolle.

Der frühe Tod des Dichters ist allerdings sehr zu beklagen, denn ein kräftiger Frühling ist mit ihm in das Grab gegangen, der nach und nach sich wahrscheinlich zur völligen Anmuth und Klarheit würde ausgebildet haben.

§. 123.

Carl Gottlob Cramer. Es ist unter einer gewissen Gattung von deutschen Autoren die böse Gewohnheit herrschend, daß sie stets anders scheinen wollen als sie wirklich sind. Weit entfernt, ihre wahrhaftige Herzens-Meinung an den Tag zu legen, suchen sie dieselbe auf das sorgfältigste zu verhehlen: ein Umstand, der es veranlasst, daß wir so wenig schlechte Originale, die denn doch immer auf ein gewisses Interesse Anspruch machen können, und so viele schlechte Copien besitzen, von denen sich weiter nichts reden läßt, als daß sie der Rede gar nicht werth sind. Von unserm Cramer läßt sich allerdings gar wohl reden, denn er selbst hat zum Theil aus einer recht freien und ungenirten Brust heraus geredet, und ist in der That ein merkwürdiges Original geworden. Freilich nicht gleich zu Anfang, wo er

mit einigen in unerfreulicher Mattigkeit hingehenden Geschichten auftrat, desto mehr aber nachher, als das wahre Selbstgefühl in ihm an den Tag kam, und Luft und Bahn sich machte. Wer erinnert sich nicht aus seiner frühern Jugend der exaltirten Stunden, die ihm Erasmus Schleicher gewährte, ein Buch, das dadurch interessant wird, weil nicht etwa, wie gewöhnlich, bloß ein Theil der Welt, sondern die ganze auf dem Kopfe steht, während die Füße munter in der Luft schweben, wobei es zum Glücke keinem der so Situirten einfällt, er befinde sich in einer unnatürlichen Lage. Wer kennt nicht den Hasper a Spada, ein Buch, in welchem tausend Fahnen der Pseudo-Deutschheit wehen, ein Buch, das ordentlich dröhnt vom Pferdegetrapp, Lanzensplittern, fallenden Burgen, Rittern und Jungfrauen, in welchem das Herannahen des Weltgerichts selbst auf dem Titelkupfer vermuthet wird, weshalb denn auch die Helden (unter denen Bomsen wohl die meisten Herzen gewonnen haben dürfte), durch großartige Flüche, und anderweitige kolossale Redensarten, so wie nicht minder durch eine perennirende Betrunkenheit jene Schauer abzuwehren oder doch wenigstens zu lindern bemüht sind: wer hat sich nicht ergötzt an den entsetzlichen Schlägen und Stößen, welche in die-

sem Werke den Bösewichtern zugetheilt werden; und an den übervollen, die Blätter alle fast durchweichenden Humpen, mit denen hier die Tugend und die Tapferkeit belohnt wird, die auch billig mit nichts Geringerem vorlieb nimmt!

§. 124.

Selbst die zartesten Damen haben sich durch diese und ähnliche Werke nicht wenig erfreut gefühlt, und unser geliebter, trefflicher Jean Paul, der es drucken ließ, ist gewiß nicht allein, sondern wir alle sind Zeugen gewesen, wie oft es ehedem in den Leihebibliotheken hieß: „Eine Rittergeschichte für meine Mamsell."

Cramers Phantasie war damals eine rastlos schaffende, wobei sie es freilich nicht sehr genau nahm mit dem, was sie schaffte, so wie denn auch sein Geist noch weniger sich der Mühe unterziehen mochte, das auf das Gerathewohl Producirte ebenmäßig zu gestalten und auszubilden, daß das Einzelne sich zum Ganzen ründe. Dennoch soll jene schöpferische Kraft der Phantasie auch bei ihm ernstlich anerkannt werden, möge sie sich auch bei diesem Geschäft nicht ohne Roheit gebehrden; am wenigsten aber sollten diejenigen unter unsern neusten Poeten in dieser Hinsicht hoffärthig thun, deren halb erborgte, dünne Schattenphantasie nichts anders hervorzu-

bringen vermag, als einen Klang in das Leere hin, oft sogar nur einen Wiederklang des schon Erklungenen.

Leider aber hielt sich C. nicht lange auf der Stufe, auf welcher er uns den Hasper a Spada, den kühnen Raugrafen Adolf von Dassel u. s. w. geschenkt hatte; er sank immer tiefer, gab uns das schon einmal Gegebene von neuem, und in einer eben so wenig befriedigenden Form, bis er endlich selbst das Allergemeinste nicht mehr verschmähte und dadurch auch den geduldigsten Leser zurückscheuchte, so daß er jetzt, wie es scheint, sein ganzes ehemaliges Publikum verlohren hat.

Fassen wir das gesammte schriftstellerische Leben C's als ein Ganzes auf, so geht aus demselben eine recht einfache, aber wichtige Lehre hervor, und zwar folgende: Der gute, offene aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wohl die Masse des Publikums erfreuen, denn er stellt wenigstens etwas hin, das ein wirkliches Etwas ist, und besonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erscheinen kann, so wie er sich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf seine Gedanken- und Phantasie-Sprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit

Eifer an, sich nach wahrer Bildung umzusehen, läßt er sich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit sorglos hingehen, so tritt die gerechtwaltende Nemesis ein und bereitet seinen Schriften ein Schicksal, wie es jetzt die Cramerschen bereits getroffen hat.

§. 125.

Leonhard Wächter, bekannter unter dem Namen Veit Weber, bahnte durch seine „Sagen der Vorzeit" den Rittergeschichten den Weg, die bald ganz Deutschland überschwemmten. Es ist nicht zu leugnen, daß, obwohl die Mehrheit jener Sagen Härte, Grellheit oder Unbedeutenheit beurkundet, dennoch einige sich unter ihnen finden, die von großer Anstrengung und mäßigem Talente zeigen. Hier ist besonders der „Müller des Schwarzthals" zu nennen, dessen Schauer freilich unendlich wirksamer sein würden, wenn man nicht stets den Bogen und Pfeil sähe, mit denen der Verfasser unser Herz treffen will. Seine unendlich lange Geschichte: „Der Tugendspiegel" kann wohl nur in wenigen Einzelnheiten gefallen, und wiederholt in einem trockenen Chrientone das was Goethe im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern mit so geistreicher Laune hinwirft:

„Die Tugend ist das höchste Gut,
Das Laster weh dem Menschen thut"

was freilich unendlich wahr ist, doch auf eine bessere Weise dargestellt werden soll, als in jener Historie. Auf eine andere Art misglückt sind sämmtliche Erzählungen, in denen er einen scherzhaften Ton anzugeben wagt, besonders die eine, in welcher er Heinrich Frauenlob nachahmen zu wollen selbst gesteht. Man ist fast gezwungen zu vermuthen, der Vf. habe jenen guten alten Minne- und Meistersänger nie gelesen, sondern es sei nur ein sehr dunkles oder gänzlich falsches Gerücht von demselben ihm zugekommen, denn in der That findet sich hier auch nicht die leiseste Spur und Ahndung von dessen Geiste.

Ueberhaupt ist V. W. durchaus kein reiches Genie, denn schon in den späteren Theilen jener Sagen der Vorzeit zeigt sich eine betrübte Erschöpfung, und alle mühsam zusammengehäuften Greuel können der Trockenheit nicht wehren, die sein „Vehmgericht" so unerfreulich macht.

§. 126.

Dennoch hat er mehrere Jahre lang den Geschmack der Lesewelt beherrscht, weil er jene Saite so oft berührte, die Goethe nur einmal in seinem Götz von Berlichingen so kräftigtönend anschlug. Das Publikum entflieht gar

gern der Gegenwart, die mitunter ein wenig eng und bedrängt sein mag, und überläßt sich einem Führer, der es mit sich nimmt auf die kühnen Berge, und in die dunkelsten Ruinen der Burgen, wo einst die kräftigen Ritter wohnten, treu und gewaltig wie der Fels, der ihre stattlichen Schlösser trug. Weber hatte wenigstens einige Kenntniß von jener stolzen Zeit sich angeeignet, und da die Mehrhet der deutschen Leser noch nicht eben glänzende Fortschritte in der vaterländischen Historie gemacht hatte, und vollends jene Periode ihnen fast eben so unbekannt war, als das Innere von Afrika, so ließen sie sich gern von ihm erzählen, was er für gut fand, wobei man es ihnen wohl zutrauen darf, daß sie selbst an treuen und meisterhaften Darstellungen jener Zeit ein noch größeres Vergnügen würden gefunden haben. Da aber einige neuere vortreffliche Dichter damals noch nicht schrieben, wenigstens nicht drucken ließen, so mußten sie sich einstweilen, bis auf bessere Zeiten, mit Veit Weber begnügen.

Obwohl selbst nicht Original, hat er dennoch eine fast endlose Schaar von Nachahmern erweckt, unter denen aber auch nicht einer auszuzeichnen ist. Die currenten Kritiker haben ein großes Aergerniß genommen, daß das Publikum

so große Freude empfand bei den Darstellungen der Ritterzeit, wobei es ihnen ein besonderes Herzeleid verursachte, daß dadurch den von ihnen gerühmten pädagogischen Novellen und Edukationsromanen, ein nicht geringer Abbruch geschah. Es ist keinesweges unsere Meinung (wie sich auch wohl schon hinlänglich aus dem vorhin Gesagten ergiebt), jene verfehlten und rohen Rittergeschichten in Schutz zu nehmen; dennoch scheinen sie im Allgemeinen den gewöhnlichen Familiengeschichten vorgezogen werden zu müssen. Bei den ersteren athmet die Brust doch frei, die Phantasie wird erregt, und, wenn der Leser verständig ist, findet eine milde Ironie den köstlichsten Spielraum; bei den letzteren kann selbst den Besseren und Frischeren, für den Moment wenigstens, eine gewisse alpartig lastende enge Peinlichkeit beschleichen, wonach auch ein solcher Verfasser wirklich wohl streben mag, wenn er seines Herzens Meinung nur recht ehrlich heraussagen wollte. — Von den wahrhaften Gemälden einer Familie, in welchen wenigstens eine Ahndung von der Idee derselben waltet, ist hier natürlich die Rede nicht, da Deutschland dergleichen fast gar nicht aufzuzeigen hat.

§. 127.

Starke. Seine häuslichen Gemälde, die

ihn besonders berühmt gemacht haben, sind leicht und freundlich, und nicht ohne sittliche Beziehung. Nur dürfte man wünschen, daß jene Leichtigkeit zuweilen weniger leicht sein möchte, jene Freundlichkeit der tieferen Gemüthlichkeit nicht ermangele, die ihr erst den wahrhaften Reiz zu geben im Stande ist, und die moralische Tendenz sich zu jener schöneren Freiheit möchte erhoben haben, bei welcher entschiedenen Gemüthsverfassung die Tugend sich gewissermaßen von selbst versteht. Hieher gehört das bekannte Epigram unsers Schiller, in welchem er seinen doppelten Widerwillen gegen das Laster an den Tag legt, weil es so viel Schwatzen von Tugend gemacht habe.

Wie? du hassest die Tugend? ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Aber auch so, wie uns diese häuslichen Gemälde gegeben sind, verdienen sie in ihrer Sphäre Anerkennung und Achtung. Ganz ohne Ansprüche auf künstlerische Bildung und höhere Beziehungen, wollen sie nichts weiter, als jenen Zustand freundlicher Begränzung und stiller Genügsamkeit darstellen, den wir im Leben allerdings nicht so oft finden, als wir wohl wün-

schen möchten, und der besonders mit dem ruhelosen Treiben des unsicher strebenden Halbgebildeten auf eine erfreuliche Weise kontrastirt. Ein solcher, wenn er überhaupt noch nicht verlernt hat zu lernen, dürfte in Starke's Schriften eine recht zweckmäßige, durch Beispiele erläuterte Anweisung finden, zu jener stillen Genügsamkeit in sich selbst, und an sich selbst zu gelangen, auch wenn dieses Selbst nur ein kleines und sehr beschränktes sein sollte. Wenn Jean Paul Recht hatte, wie wohl nicht gezweifelt werden kann, daß er einem großen Theille seines Jahrhunderts, als den klügsten Rath, die Weisung ertheilte, zu Hause zu bleiben (S. die Vorrede zum Quintus Fixlein), so wird man auch einräumen müssen, daſt fast sämmtliche Erzählungen Starke's eine ähnliche Andeutung enthalten, und nicht ohne Glück versuchen, dem Leser sein Haus oder Zimmer angenehm zu machen. Nur vergesse man bei der Lektüre seiner Schriften jenes unendlich tiefere genialische Werk, dessen so eben in der Parenthese gedacht wurde, weil es sonst gar leicht um die Genügsamkeit des Lesers gethan wäre. Mit hundert andern Familiengemälden verglichen, behalten sie aber allerdings ihren nicht geringen Werth.

§. 123.

Grosse, nicht minder bekannt unter dem Namen des Marquis von G. und des Grafen von Vargas.

Seitdem aus den Registern, welche der fleißige Meusel über die deutschen Schriftsteller führt, die gefährlich starke Anzahl von 10 bis 11,000 sich ergiebt, ist es mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, ein bedeutendes Aufsehen zu erregen, indem die Menge der Competenten um die Gunst des Publikums, letzteres selbst ein wenig spröde und difficil gemacht hat. Das Beste wäre freilich, sich auf eine entschiedene Weise talentvoll oder gar genialisch zu zeigen, wo dann die Celebrität sich schon mit der Zeit einfinden würde; da dies aber bekanntlich nicht jedermann gegeben worden, so hat man auf manche bequemere Hausmittel gesonnen, die denn auch nicht selten zum Zweck geführt haben. So gefiel es z. B. Grossen, nicht bloß um seine Schriften, sondern auch um seine ganze Person ein geheimnißreiches Dunkel zu verbreiten, indem er die Leser bald glauben machte, es stehe ein majestätisch melancholischer Grand von Spanien, bald ein liebenswürdig beweglicher Marquis vor ihnen, und zeige eine nie genug zu preisende Complaisance, sie zu unterhalten. Selbst manche deutsche Recensenten,

denen man doch sonst eine gewisse solide Grobheit nicht absprechen kann, wurden durch dergleichen Seltsamkeiten ganz bestürzt gemacht, und während sie es mit einem bloßen Herrn G. noch wohl aufgenommen hätten, fanden sie es doch bedenklich, mit einem westlichen Grafen oder Marquis sich in ein polemisches Verhältniß zu setzen.

Als aber endlich dieser Nebel schwand, und sowohl der Grand als der Marquis in ihr Nichts zurücktraten, erzürnten sich jene Kritiker gar sehr, daß sie nicht bereits früher gezürnt hätten, und ließen in harmonischem Verein den bürgerlicheinfach gewordenen G. ihre ganze Strafe empfinden. Weit milder zeigte sich das nicht recensirende Publikum. Es hatte einmal an den Genien, Dolchen und zerbrochenen Ringen, so wie an Venedig, dessen schönem Marcusplatz, Gondeln, Banditen, zarten Damen und (leider auch) verbuhlten Dirnen, ein so entschiedenes Wohlgefallen gefunden, daß es ihm, wie billig, völlig gleichgültig war, ob deren Schöpfer ein Graf von Vargas oder ein Herr Grosse sei. Um so auffallender ist es, daß dieser Autor, der sonst so ausgezeichnet fleißig war, seit dem Jahre 1797 gar nichts mehr von sich hat hören lassen. Da es aber auch in der litterarischen Welt in

gewissem Sinne eben so heißt, wie in jenem vortrefflichen Goethischen Gedicht:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein,

so fand sich auch die Lesewelt gar bald in den Verlust, und der Verfasser von so manchen Memoiren, Romanen und Novellen ist fast klanglos abgegangen.

§. 129.

Friedrich Benkowitz. Ein wenig bedeutender Schriftsteller, der indessen doch auch ein Paar Jahre erlebte, in denen er dem Publikum ganz wohl gefiel und auf dasselbe wirkte. Wirklich ließ er sich auch die Sache nicht wenig angelegen sein, und schrieb gar mannigfaltige Werke: „Für Leidende, eine Sammlung von Sprüchen (unter dem Titel Abadonna),“ für die Freunde des Wunderbaren (mit denen er es aber nicht ernsthaft meinte), den Zauberer Angelion,“ für witzige Köpfe: „die Geschichte eines afrikanischen Affen,“ für fröhliche Leute: „Hilarion,“ für Freunde von vermischten Wissenschaften: „Ein Gastmal von mehr als sechs Schüsseln“ u. s. w. Das Alles war nun wahrscheinlich recht gut gemeint, doch vermißte man leider Phantasie, Scharfsinn, tiefere Empfindung und Witz: Ei-

genschaften die bei manchem Leser allerdings noch in großem Ansehen stehen.

§. 130.

Herrmann Gottfried Demme. Es ist ein gar altes, aber keinesweges zu verachtendes Wort, daß, was von Herzen kommt, auch wieder zu Herzen geht, wobei man noch als betrübtes Gegenbild hinzusetzen darf, daß alles, was das Herz nur heuchelt, selbst nicht einmal denen gefallen könne, die sonst wohl selbst im Leben im Herzen unwahr sind, und auf die Geschicklichkeit in diesem Unwahrsein sich etwas zu Gute thun. In den wenigen Schriften, mit welchen Demme das deutsche Publikum beschenkt hat, tritt überall der erste erfreuliche Fall ein, denn überall spricht das Herz wirklich, und zwar ein stilles, frommes, begränztklares Gemüth, das in sich selbst Bescheid weiß, und auch in der umgebenden Welt eine freundliche Heimath gefunden hat. Es ist genug, auf seine religiösen Vorträge, auf das Werk: „Der Pachter Martin und sein Vater" u. s. w. hinzudeuten, um jenes Urtheil zu belegen.

§. 131.

Hebel. Es scheint zweckmäßig, diesen Dichter in Demme's Nachbarschaft zu nennen, indem manches was von diesem gilt, auch auf ihn an-

zuwenden ist. In ihm wohnt eine klare Milde und freundliche Gemüthlichkeit, die in den Alemannischen Gedichten nicht selten in rein poetischem Feuer leuchtet, wogegen freilich andere Lieder desselben Verfassers sich in einer gewissen Beengtheit bewegen, und eintönig werden. Die Alemannische Sprache selbst, in ihrer Vocalenreichen Lieblichkeit und innerlich fröhlichen Unschuld, umgiebt den herzigen Inhalt der meisten dieser Lieder mit einer passenden, sich sanft anschmiegenden Freude. Was aber bei Hebel noch ganz besonders erfreulich und rühmlich erscheint, ist die Vereinigung jener Gemüthlichkeit mit kindlicher Naivetät und gelindem Witz. Das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" ist hier mit besonderer Auszeichnung zu nennen, denn es übertrifft fast sämmtliche deutsche Bücher für das Volk, an denen wir einen so betrübt reichen Segen oder vielmehr Unsegen haben.

In jenem Schatzkästlein ist, mit Ausnahme weniger Einzelnheiten die sich leicht errathen lassen, keine weichliche Altklugheit, keine ängstlich ökonomische Tendenz, keine zu einem Nichts verflüchtigte Aufklärerei, mit einem Worte nichts von dem, was die bei weitem größere Anzahl der neueren deutschen Volksbücher so unsäglich peinlich und unerträglich macht. Hebel hat den

Charakter des deutschen Volkes, besonders des süddeutschen, sehr klar aufgefaßt, er kennt jene schöne Mischung von ernster Redlichkeit und nekkendem Spaß, jene innere Gesundheit, die das Unvermeidliche so still und gelassen erträgt, und dabei den frischen Stolz und die alte Hoffnung nicht aufgiebt, er scheint selbst viel zu stolz auf den Namen eines Deutschen, als daß er, wie so manche thun, zu ihm sprechen sollte, wie zu den traurigen Bewohnern eines Armen- oder Krankenhauses.

§. 132.

Es ist überaus zu beklagen, daß man vor etwa funfzig oder vierzig Jahren angefangen hat, dem deutschen Volke jene wackeren alten Bücher, die wir alle kennen, in denen noch ein schöner Nachklang der früheren Heldenzeit wohnt, aus den Händen zu spielen. Da aber nun einmal dieses Unglück geschehen und dieser (man darf wohl sagen) Kirchenraub begangen ist, auch wohl für's Erste sich nicht Hoffnung schöpfen läßt, daß das Volk seine Rechte auf jene alten Heldenbücher wieder werde geltend machen, so ist es doch einigermaßen tröstlich, daß Hebel ihm wenigstens die heillosen Wäßrigkeiten der letzten vier Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erläßt, und ihm Bücher bietet, wie dieses Schatz-

kästlein. Der neckisch ruchlose Zündelfrieder, von dem hier nicht selten die Rede ist, wird keinen Landmann verführen, wohl aber das alte frische, nie genug zu preisende Lachen wieder hervor rufen, das jetzt fast geschwunden scheint. Eben so verdienstlich ist die Weise, mit der hier manierlich und treuherzig dem Dorfbewohner einige nützliche Kenntniß von der lieben alten Erde und dem herrlich gestirnten Himmel beigebracht werden, damit er sie nicht mit rohem Auge anstarre. So darf auch nicht verschwiegen werden, daß die schöne alte, sehr oft schon erzählte Geschichte von dem Herrn „Kan nit verstan" hier von Neuem gar gut und lieblich erzählt worden ist, so daß sie den besten Eindruck nicht verfehlen kann. Möge deshalb der wackere Hebel noch oft zu seinem Volke sprechen: er ist dessen werth.

§. 133.

Friedrich Hagemeister. Die alte Klage, daß die Talente in Deutschland selten zur Reife kommen, wiederholt sich auch bei ihm, der besonders in den neunziger Jahren die Hoffnung erregte, er werde einst für die Bühne etwas Bedeutendes liefern. Ob es in ihm selbst, oder in den äußeren Umständen, oder in beiden zugleich lag, daß jene Erwartungen im höheren Sinne nicht befriedigt wurden, dürfte ohne die persön-

liche

liche Bekanntschaft mit dem genannten, bereits seit 1807 verstorbenen Schriftsteller, nicht wohl zu entscheiden sein. Unter dem, was er geliefert, treten die beiden Schauspiele: „Die Jesuiten" und „Johann von Procida," am meisten hervor. Sie sind nicht ohne Verstand und Fleiß angelegt und ausgeführt, aber es fehlt ihnen die sinnliche Lebhaftigkeit, und indem sie gewissermaßen die Mittelstraße wandeln zwischen Poesie und Prosa, haben sie sich sowohl dem Schönen als dem Wahren im höheren Sinne entfremdet. So ist denn eine Kälte in sie hineingekommen, die selbst durch eine treffliche Bühnendarstellung kaum verhüllt werden könnte.

§. 134.

Der Name jenes Schriftstellers erinnert auch an Th. Hagemann, der nicht minder das deutsche Theater mit einigen Schauspielen versorgte, in welchem die imponirende Ritterkleidung, Gefechte, Turniere, Feuerproben u. s. w. das Beste thun mußten, und allerdings bei „Otto dem Schütz," und „Ludwig dem Springer," die man sonst nicht würde ertragen haben, das Beste thaten. Als H. endlich sich jener äußerlichen Hülfsmittel entschlagen wollte, und das Familiengemälde versuchte, fand sich das Publikum dadurch so gelangweilt, daß seitdem nicht viel

mehr von ihm die Rede gewesen ist. Es bedarf deshalb wohl kaum des Zusatzes, daß er tief unter Hagemeister zu stellen ist.

§. 135.

Vulpius. Dieser Schriftsteller, von dessen ungemeiner Thätigkeit Meusels gelehrtes Deutschland genugsam Kunde giebt, versuchte sich in Romanen und Novellen, Schauspielen, Opern u. s. w. und genoß von jeher einer gewissen mittelmäßigen Gunst des Publikums, bis endlich sein Rinaldo Rinaldini jene Empfindung auf eine bedenkliche Weise erhöhte, ja bis zum glühenden Enthusiasmus steigerte. Bei der den meisten Lesern gleichsam angestammten Vergeßlichkeit, wurde wenig daran gedacht, daß man dergleichen Geschichten schon mehrere habe. Eine Vergleichung mit Schillers Räubern, bei welcher jener Roman gewiß würde gar sehr zu kurz gekommen sein, hätte eine gute Auskunft über die Sache geben können, wurde aber nicht unternommen; genug daß jener Roman, einige erträglich phantastische Scenen und einige Lieder mitbrachte, die sich auf der Guitarre recht gut ausnehmen. Das Publikum war einmal milde gestimmt, wollte sich erfreuen, und erfreute sich wirklich, worüber man denn auch kein großes Aufheben machen sollte, da oftmals Bücher an

der Tagesordnung gewesen sind, die noch tief unter dem Rinaldo stehen. Der ungeschlachte Haufen der Nachahmer verfehlte nicht eine Menge Seitenstücke zu jenem Werke zu liefern, und die Thätigkeit derselben wurde zuletzt so arg, daß die redlichen und feingesinnten Helden in den deutschen Romanen ein wenig über die Achsel angesehen und fast ganz von den gespreizten Dieben und Mördern mit rothen Federbüschen überschattet wurden. Indessen weckte sich das deutsche Publikum selbst gar bald aus seinem Irrthume, der Ekel konnte nicht ausbleiben und in der That stellte er sich auch bald ein, so daß jetzt von der ganzen Sache nur wie von einem längst überstandenen Traume die Rede ist, den ein kleiner Rausch von geschwefeltem Wein erzeugte.

In früherer Zeit schrieb V. „Romantische Geschichten der Vorzeit,“ in einer beträchtlichen Reihe von Bänden. Die Darstellung ist im hohen Grade bequem und ermüdet insonderheit durch den leeren, überaus weitläufigen Dialog; dennoch enthält dies Werk eine beträchtliche Masse von Kenntnissen einzelner Scenen der wahrhaften deutschen Ritterwelt, und zeigt deutlich, daß der Vf. in Chroniken und ähnlichen Schriften alter Zeit gar sehr belesen war, um die sich die

meisten andern Autoren jener Gattung durchaus nicht kümmerten.

§. 136.

So beruht z. B. sein Roman: „Die Saalnixe" auf einer alten, höchst interessanten Thüringischen Sage, der selbst die etwas seichte Behandlungsart nicht allen Reiz hat rauben können *). Etwas Aehnliches dürfte auch von dem Roman: „der Zwerg" zu sagen sein, dessen anziehender Stoff die dürftige Behandlung um so inniger bedauern läßt.

Wenn das Gerücht wahr ist (wie wohl nicht gezweifelt werden darf), daß Hr. V. der Herausgeber des neuen Journals: „Curiositäten aus der Vor- und Mitwelt" sei, so darf man

---

*) Ueberhaupt können die ächtdeutschen Sagen der Vorzeit unendlich vielen Raub erdulden, ehe sie allen Zauber einbüßen. So scheint z. B. der klägliche Nachahmer der nicht sehr sonderlichen Saalnixe, der Vf. der Oper: das Donauweibchen, sich nebst dem flachen Componisten derselben, ordentlich verschworen zu haben, dem alten Mährchen fast jegliches Anziehende und den innerlich nothwendigen Zusammenhang wegzunehmen, und es ist ihm dennoch nicht ganz gelungen. Solche alte Mährchen gleichen den königlichen Kindern in Shakspears Cymbelin, die selbst in armer Pilgertracht noch Lust und Freude erweckten.

ihm um deswillen gar manche seiner misglückten Originalwerke verzeihen. Die Ausbeute, die jenes Journal liefert, ist so reichhaltig und erfreulich wichtig, daß man gern einiges übereilte Raisonnement des Herausgebers übersieht, welches hie und da sich Luft machen möchte. Möge daher jenes schätzbare Unternehmen recht lange Bestand haben, und nicht etwa, wie sonst wohl gefürchtet worden ist, an der Lauigkeit des Publikums einen gefährlichen Feind finden. Möglich, daß eben um diesen zu bekämpfen, jenes misbilligte Räsonnement eingeflochten worden ist, indem dergleichen vielleicht manchem andern gar sehr gefallen dürfte. Wäre dieses der Fall, so möge es doch ja beibehalten werden, damit nur das Journal selbst bestehen könne.

§. 137.

Julius Graf von Soden. Mit Uebergehung seiner politischen und vermischt wissenschaftlichen Schriften, kann hier nur mit wenigen Worten auf seine Schauspiele hingedeutet werden. Es sind ihrer gar viele, unter denen „Ignes de Castro“ und „Aurora oder das Kind der Hölle“ zu ihrer Zeit einiges Glück gemacht haben. Doch möchte weder das Erste durch seine Zerflossenheit und Monotonie, noch das Letztere durch seine verworrene Pseudo-Ro-

mantik wahren Beifall verdienen. Indessen war auch jener mäßige Beifall schon längst verhallt, als Soden dennoch fortfuhr, Schauspiele zu schreiben, die aber von dem Publikum mit großer Kälte aufgenommen wurden, und selten oder nie eine Darstellung auf der Bühne erlebten, für die sie allein berechnet zu sein schienen. Wirklich ist es schwer zu begreifen, wie ein sonst geistreicher Mann so gänzlich verfehlte Dramen wie „Anna Boley" und „Bianka Capello" schreiben konnte; denn in der That gehört der Anblick eines auf dramatischer Bahn völlig irre wandelnden Talents zu den betrübtesten, die nur irgend dem Leser geboten werden können.

Seine Virginia erinnert keinesweges zu ihrem Vortheil an Lessings Emilia, und bei seinem Romeo und Julie (hier mit seltsam überflüßiger Wortkritik: „Romio und Juliette") bedarf man keinesweges des Gedankens an Shakspears vollendetes Drama, um das seinige schwach und verkehrt zu finden.

Soden liefert den Beweis, daß selbst eine große Neigung für die Bühne, verbunden mit Scharfsinn und manchem anderweitigem schätzbarem Talent, dennoch bei weitem nicht hinreiche, um ein gutes Drama zu liefern: eine einfache

Bemerkung, die einfach hinzustellen dennoch nicht ganz überflüssig sein möchte.

§. 138.

Ignaz Feßler. Er begann mit historischen Romanen, in denen das Streben, nur das Bessere und Würdige zu geben, durch großen Fleiß und eine nicht unkräftige Gesinnung unterstützt wurde. Da aber die ganze Gattung des historischen Romans, unsicher schwebend zwischen Poesie und Geschichte, als verwerflich erscheinen muß, so ist es billig zu beklagen, daß F. sein nicht geringes Talent an dieselbe gewandt hat. Zwar ist er dabei fast immer mit Mäßigung verfahren, und er hat nur mit einer gewissen Scheu ein wenig von der oft unbequemen Wahrheit der Geschichte hinweg genommen, um sie in die ihm wohlgefälligere Form jener Halbdichtung zu bringen. Doch alles Halbe trägt nun einmal das Misverhältniß und die Unvollendung in sich, und keine auch noch so gute geistige Anlage vermag die trüben Wirkungen eines entschiedenen Grundirrthums jemals aufzuheben. Man kann sich davon aufs innigste überzeugen durch Feßlers Werke dieser Art: „Aristides und Themistokles, Mark Aurel, Attila und Mathias Corvinus." Die Kraft, welche hier aufgewandt worden, würde vielleicht hingereicht haben, um

eine mäßig gute Biographie jener Männer zu erzeugen, doch da sie neben der Geschichte auch mit der Romantik buhlt, so ist sie zweideutig, ja mitunter störend geworden, und man wird jene Schriften nur dann ohne irgend eine Gefahr des Nachtheils lesen können, wenn man bereits in der Geschichte eine gewisse Sicherheit erlangt hat, und das wirklich Wahre von den fremden, auf Verschönerung ausgehenden Zuthaten sonderen kann. Ist man aber in der Geschichte bereits so sicher geworden, so wird man sie schwerlich mehr lesen wollen, oder doch nur einen verkümmerten Genuß erreichen.

Wie sehr sich aber auch in anderer Beziehung jene halbpoetische Behandlung der Geschichte räche, zeigt sich deutlich, wenn man den wahrhaftigen Aristides, Themistokles u. s. w. mit dem dort geschilderten vergleicht. Da sie in sich selbst die Einigkeit verloren, so mußten sie nothwendig auch unter sich fallen und geringer werden, während sie größer gemacht werden sollten. — Und nun vollends Alexander der Eroberer! Wie konnte er sich begnügen, lediglich als eine Fortsetzung der in Anacharsis Reise befindlichen Geschichte des alten Griechenlandes angekündigt zu werden, und wie konnte der mit den Alten vertraute F.

sich so willkührlich enge Gränzen gefallen lassen, oder wohl gar selbst setzen!

§. 139.

Feßlers Talent ist ein durchaus einseitig-tiefernstes, dessen Feierlichkeit mitunter an Schwermüthigkeit streift. Schon um deswillen konnte ihm die Geschichte, wenigstens in einzelnen Parthien, zusagen, und er mußte nicht minder im Stande sein, jene einzelnen Parthien würdig zu schildern, wie sich das denn auch in seinen neueren reinhistorischen Werken rühmlich bewährt hat. Es ist hier ganz besondes seines „Abälard und Heloise" zu erwähnen, eines Werkes, das zwar mit großer Kälte von den Deutschen aufgenommen worden ist, doch wegen seines innern Werthes sich gewiß noch einmal Raum machen wird. Abälard und Heloise kennt man in Deutschland fast allgemein nicht nur gar nicht (was noch anginge, da man sich ja täglich darüber Belehrung verschaffen kann), sondern man verkennt sie, und hat sich ein gänzlich falsches Bild und Gleichniß von ihnen gemacht, durch Pope's melodisch schwermüthigen Brief, der einem unglücklichen Liebhaber des achtzehnten Jahrhunderts allerdings Ehre machen, doch dem wahrhaftigen Abälard kaum verständlich sein würde. Dazu kommt nun noch Rous-

seaus Saint Preux, der, als Nachbild Abälards betrachtet, auch nicht eine Spur von Aehnlichkeit verräth, so wie Julie nicht von Heloisen. *) An diese willkührlich falschen Abbilder hatte man sich in Deutschland gewöhnt, und als nun F. mit dem wahren Abälard und der wahren Heloise hervortrat, wollte das größere Publikum nichts davon hören.

§. 140.

Jener durchgängige Ernst, und die stete Feierlichkeit in Feßlers Ansichten und Schreibart schließen ihn aus der geringen Zahl der bessern Romandichter aus. Diese müssen Heiterkeit,

---

*) Man kann sich in ziemlicher Schnelligkeit ein richtiges Bild von ihr verschaffen, wenn man nur den ganzen Sinn in folgender Stelle aus einem ihrer Briefe an Abälard zu fassen sucht: „Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret, in perpetuo possidendum, carius mihi et dignius videretur, tua dici meretrix, quam illius imperatrix." (S. die Ausgabe von Richard Rawlinson, London 1718. Brief I, p. 50.) Man wolle dabei erwägen, daß man sich zu Heloisens Zeiten noch nicht eben an tönenden Redensarten ergötzte, wie heutzutage; auch ist hier mehr als Ton und Rede.

und bei aller tiefen Herzlichkeit doch auch eine erfreulich ironische Weltansicht mitbringen, damit die Fluth der zu schildernden Begebenheiten nicht über ihnen zusammenschlage, und der Ernst und der Schmerz nie übergehe in verletzende Schwere und Trübseligkeit. Feßler selbst scheint nicht zu wollen, daß man an seine Romane künstlerische Ansprüche mache; indessen drängen sich diese letztern nun einmal von selbst auf, und sie sind niemandem zu erlassen. Wollte man aber dennoch sich deren bescheiden, so darf man doch wenigstens eine gewisse klare Freundlichkeit fordern, die leider ebenfalls nur selten in jenen Schriften gewährt wird. Dieser Mangel ist um so mehr zu bedauern, da die Leser dadurch verscheucht werden, und Werke, wie z. B. Bonaventura's mystische Nächte, denen man, um so mancher vortrefflichen Gemüths-, Welt-, und Himmelsansicht, ein recht großes Publikum wünschen möchte, sind um jenes ewig feierlichen, mitunter gar wie Todtenglocken hallenden Tons, fast ganz ungenossen geblieben und spurlos vorübergegangen. Etwas Aehnliches läßt sich auch von der „Theresia, oder den Mysterien des Lebens und der Liebe" sagen, die wohl zu wirken verdient hätten; von der aber leider die alte Klage gilt, daß so manches Gute schon lange

gedruckt steht, doch kaum einer und der andere es lieset.

Einige Male hat F., vielleicht den Mangel wohl ahndend, um jenen freundlichen und behaglichen Ton sich eifrig bemüht, wie z. B. in dem „Nachtwächter Benedikt,“ der nicht selten auch auf Satire ausgeht, und manche auffallende Mängel der Zeit (besonders die des deutschen Theaters) zur Schau stellt; allein im Ganzen wird man jenes Werk wohl schwerlich geglückt nennen können, denn nur zu häufig sieht man dem Scherze an, wie er sich abmüht, und dem Pseudo-Humor, wie er den Anlauf nimmt, als ein wirklicher zu erscheinen. Es ist ein merkwürdiges Beispiel, daß selbst bedeutende Männer, die von jeher, und gewiß nicht ohne Kraft und Glück, nach ruhiger Klarheit und steter Fassung im Gemüth gestrebt haben, dennoch jene freundliche Stille, die sie in sich haben, nicht außer sich darstellen können, so daß man wohl gezwungen ist, ein eigenes Talent der litterarischen Freundlichkeit und Annäherung anzunehmen, was leider so manchem selbst geistreichen Autor fehlt.

§. 141.

Was nun endlich F. als philosophischen und religiosen Schriftsteller betrifft, so sind bereits

gar viele Klagen erhoben worden, er sei überaus dunkel, und hege eine fast unzugängliche Mystik, an der man überhaupt, wenn sie sich auch nicht so spröde zeige, ein großes Misbehagen finde.

Es ist gewiß, daß die Art und Weise, wie sich einige, besonders jüngere deutsche Schriftsteller in Beziehung auf die Mystik gebährdet haben, wohl geeignet war, bei noch nicht recht gesicherten und zu reizbaren Lesern einen Widerwillen gegen die ganze Sache einzuflößen. Besser hätte man freilich gethan, jene gar nicht mystischen Bemühungen um die Mystik, mit einigem Scherze zu nehmen, wo sich dann gefunden haben würde, daß jenes litterarische Versteckenund Blindekuhspielen mit den Verkleidungen auf einer lustigen Redoute Aehnlichkeit genug habe. Freilich kann der ernstere Deutsche mit Recht das Erste nicht so leicht verzeihen, als das Letztere, und es ist nicht zu läugnen, daß das was auf einem Maskenballe etwas Angenehmes haben kann, wenn es uns im literarischen Leben begegnet, meistens widrig sein müsse. Wer sich hier in den Mantel eines Priesters der Eleusinischen Geheimnisse hüllet, wird auch mit Phrasen prunken wollen, die einem solchen anzugehören scheinen sollen: und da gelingt dann selbst dem fröh-

lichsten Zuschauer das Lachen nicht, wenn das Edle, das in jenen Phrasen liegt, durch seine Zerrissenheit widerlich wird. Und das wird es werden müssen, gerade weil es das Edle ist. Darum soll es allerdings vor dieser Entstellung verwahrt werden, und die Ungeweihten, die am häufigsten von Weihe reden, solleu billig zurückgescheucht werden, damit sie nicht länger mit der Fertigkeit in den errafften Handwerksgebräuchen prunken, die sie allein nachmachen können.

§. 142.

Moliere giebt in seinem Misanthropen eine ganz artige Beschreibung von einem solchen flach geheimnißvollen Menschen, die auch hier eine Stelle einnehmen mag, da ihre Anwendung auf die Pseudo-Mystiker leicht zu machen ist.

C'est de la tète aux pieds un homme tout mistère,
Quì vous jette, en passant, un coup d'oeil égaré
Et sans aucune affaire est toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde:
A force de façons il assomme le monde,
Snns cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille,
Et jusques au bon jour il dit tout à l'oreille.

Wenn nun gar diese vetilles und dies bon jour in Kantische, Fichtische oder Jacobische

Worte eingekleidet werden, und eben diese Worte bei Nichtkennern den Schein geben, es möge doch wohl mehr dahinter stecken, als ein bloßes bon jour; ist es da nicht wohlgethan, wenn der Kritiker diesen Wörterschleier ohne Schonung wegzieht, daß nichts übrig bleibt, als die nackte Trivialität? (Vgl. Meine Schrift: „Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion," S. 109 f.)

So gegründet nun aber auch diese Bemerkungen sind, so gegründet ist nicht minder die, daß das Mystik-Ahnden und Mystik-Suchen in manchen würdigen Werken, bei vielen deutschen Recensenten völlig zur fixen Idee geworden ist, die sie durchaus nicht zur Unbefangenheit in der Untersuchung des wirklich Gegebenen kommen läßt. So kann man z. B. sicher darauf rechnen, daß, so oft von der Mystik die Rede ist (in der man ohnehin leider nur ein unheimliches Gespenst sieht), auch der Name Feßler nicht weit sein wird, den man sodann mit Gemüthsruhe und Bequemlichkeit in den Bann thun zu dürfen glaubt. F. strebt nach dem Tiefen und Dauernden, er schreibt nicht so leicht, daß man ihn ohne nachzudenken verstehen könnte, er glüht für die Religion, und will auch dem Zeitalter Sinn für religiöse Gemeinschaft und Kirchenthum geben: genug, um seine Schriften bei den

Gleichgültigen und Schwachen in den Verdacht der Schwärmerei zu bringen.

§. 143.

Wer F. in der letzteren Beziehung genau kennen lernen will, der mache sich vertraut mit dessen „Ansichten von Religion und Kirchenthum" (Berlin 1805, drei Bände). Zuvörderst erklärt er sich hier über den Begriff von der Ansicht, und setzt sie, als etwas Eigenthümliches, der Tradition entgegen, welche letztere sowohl dem Inhalte als der Form nach, von außen gegeben ist. Jedes angenommene philosophische System, so lange es nicht aus uns selbst neu geschaffen ist, nennt er Tradition. Ansicht hingegen ist die vollständige Auffassung eines gegebenen, oder aus der inneren Welt genommenen Gegenstandes, von dem selbst gewählten, für mich möglich richtigen Standpunkt, in meiner eigenthümlichen Geistesform. Solche Ansichten sind nothwendig verschieden, können nicht bestritten, auch nicht bewiesen werden. Religion und Glaube können nicht gelehrt werden, weil sie des Individuums Glaube, Produkt seines Geistes, also etwas Individuelles sind.

Der Glaube ist ihm der freie Entschluß des Willens, ein Factum der inneren Welt als ein Wissen gelten zu lassen. Religion ist die Anschau-

schauung des Unendlichen und ein Leben in dieser Anschauung des Ewigen und Heiligen. Aus Religion kann man daher nicht handeln; wohl aber mit Religion, indem sie all unser Thun verherrlichend begleitet. Sie kann nicht gelehrt werden, so wenig als eine Lebenslehre Leben zu geben vermag. Religion, Philosophie und Poesie sind unzertrennlich mit einander verbunden. Philosophie und Poesie sind dem Verfasser der bleibende, durch die innere Anschauung des Unendlichen bewirkte Zustand des Gemüths, aus welchem die volle Energie des innern Lebens hervorgeht. Durch Religion geht im Gemüthe das Licht des Lebens auf; die Kraft zu schaffen und zu beleben entwickelt sich durch Poesie, und die Wahrheit seiner Schöpfungen erkennt das Gemüth durch Philosophie. Die Religion ist unendlich wie die Anschauungspunkte des Universums. Eine unendliche Anschauung des Unendlichen hat nicht der Mensch, sondern nur Gott.

Der Verfasser erklärt sich mit starkem Unmuth gegen die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, und findet mit Recht unbegreiflich, wie Religion, die wirklich Religion ist, objektiv perfektibel sein könne.

Kurz und bündig giebt er die charakteristischen Kennzeichen der vier christlichen Kirchen an;

bei der katholischen die Consequenz im Lehrbegriffe, in dem allgemeinen Cultus, in der überall eingeführten Disciplin; bei der evangelischen die Freiheit; bei der reformirten die Strenge; bei der herrnhutischen die Gottseligkeit. Sorgsam wird hier auch der Katholicismus von dem Papismus und Monachismus unterschieden. (Vgl. Hallische Literaturzeitung 1811, Nro. 57.)

§. 144.

Abgesehen selbst von der großen objektiven Wichtigkeit der hier berührten Gegenstände, durfte die kurze Andeutung der religiösen Maximen Feßlers auch hier nicht fehlen, da es galt, ihn aus der Klasse der unächten Mystiker zu verweisen. Es darf nicht irre machen, daß er selbst unverhohlen sich einen Mystiker nennt. Wäre er es, so müßte man alle religiöse und geistreiche Schriftsteller mit diesem Namen bezeichnen *).

*) Dazu hat man denn auch, wie es scheint, von jeher nicht übel Lust gehabt. So ist z. B. Thomas a Cempis Werk: de imitatione Christi schon längst als ein höchst mystisches Buch berühmt geworden, während es nichts weiter ist, als fromm und tief und gemüthvoll. Der Geist der genannten Schrift ist überaus sanft und gelassen, doch weil es die rechte Sanftmuth und Gelassenheit ist, auch streng und straff, durchaus verständ-

Ehe dieser Abschnitt über F. geschlossen werden kann, muß noch der besonders merkwürdigen Vorrede zum Alonzo gedacht werden, in welcher der Verfasser uns in die überaus traurige Lage hineinschauen läßt, worein er durch die Bedrängnisse der Zeit versetzt wurde. Leider steht dieses literaturhistorische Aktenstück keinesweges allein da, und ähnliche Klagen, doch nicht immer so rührend wie bei ihm, sind in Deutschland nichts Seltenes. Es hat auch eben nicht verlauten wollen, daß außer Trostworten, irgend etwas Bedeutendes zur Milderung seiner Lage geschehen wäre; doch läßt sich hoffen, daß die guten Thaten, die ohnehin nicht recht verlauten wollen, auch hier wenigstens nicht ganz ausgeblieben seien. Dessen ungeachtet hat sich F. in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, Deutschland, das ihn ziemlich ruhig fast rettungslos verarmen sah, zu verlassen, und es ist ihm gelungen, etwa fünfhundert Meilen von hier, an den Gränzen von Asien, eine bequeme Freistätte zu finden; ein Umstand, über den sich diejenigen ohne Zweifel am ersten trösten werden, über deren etwa-

---

lich, ja leicht für jeden, der redlich sich um innere Klarheit und Friedlichkeit bemüht hat.

nige Entfernung man durchaus keines Trostes bedürfen würde.

§. 145.

Ziegler. Er ist als dramatischer Schriftsteller anzuführen, da er, obwohl nur mit schwachem Talent, auf das Publikum gewirkt hat, was von der Bühne herab allerdings nicht schwer sein kann, sobald man nur sich entschließen mag, jene Mischung von mittelmäßigem Scherz und Ernst, Prunk und Derbheit, die der Mehrheit nicht wenig zusagt, an den Tag zu fördern. Da nun ferner Z., als Schauspieler, recht wohl wissen mußte, was das Parterre und die Logen am liebsten hören, so verfehlte er nicht, etwas dem Aehnliches nachzubilden, und man war damit so ziemlich zufrieden. Man findet in mehreren seiner Schauspiele einen nicht ungewöhnlichen Fleiß im Einzelnen, doch auch eine nicht zu verhehlende Trockenheit, gemachte Grazie und versuchte Eleganz. Man erinnere sich der Dramen: „Mathilde von Giesbach,“ Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person,“ „Weiberlaunen und Männerschwäche,“ „die Freunde,“ u. s. w.

§. 146.

Franz Kratter. Als die Liebe der Deutschen für die dramatischen Familiengemälde schon

ihre erste Blüthe verloren hatte, stand K. auf, und versuchte jener Gattung wieder aufzuhelfen, indem er die Handlung in fürstliche und zwar nicht Deutsche, sondern Russische Häuser legte. Man hätte sich dabei an das einfache Wort erinnern können, welches der alte Götz von Berlichingen an seinen jungen Sohn richtet: „Du mußt doch immer was Apartes haben;" allein man erinnerte sich eben nicht auf ironische Weise daran, sondern man glaubte, das sei in der That etwas Neues, und freute sich dieses Neuen. Man hörte mit wahrhaftem Vergnügen, wie der Pastor von Marienburg über seine verloren scheinende Kathinka jammert, während sein Sohn dazu Musik macht. Nicht minder hatte man eine herzliche Freude, daß der Fürst Menzikow, dem die Geschichte manches Schlimme nachsagt (das ohnehin fast immer von dem Czaar mit den allerprosaischsten Ohrfeigen bestraft wurde), hier eine ziemlich zarte und tugendhafte Person geworden ist, so daß zuletzt der allerdings große Moment, da Peter Kathinken zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erwählt, fast nur zu etwas längst Erwartetem und nur mäßig Rührendem wird.

Kratter war einmal so sehr für Petern eingenommen, daß es ihm keineswegs genügte,

ihn auf der Bühne glücklich verheirathet zu haben, sondern er begleitete ihn auch noch durch manche verwickelte Verhältnisse seines Lebens. Wir sehen in einem andern Schauspiele eine Verschwörung wider ihn ausbrechen, an der selbst Menzikow halb und halb Theil nimmt; aber Peter besiegt die unzufriedenen Knesen, und macht sich zuletzt das unschuldige Vergnügen, sie sämmtlich rädern zu lassen. Da nun aber ein solcher feierlicher Actus sich nicht wohl auf der Bühne selbst vornehmen läßt, so tritt hier Peter wenigstens an das Fenster, um mit Bequemlichkeit zuzuschauen und dem Publikum die Sache zu beschreiben, so daß es fast eben so gut ist, als sähe man die Hinrichtung wirklich. Zugleich hat man noch die Satisfaktion, daß Menzikof, der bloß in der Betrunkenheit fehlte, wieder in die alte Gnade aufgenommen wird.

§. 147.

Endlich bringt K., in dem „Frieden am Pruth,“ den Czaar in die bekannte Verlegenheit, aus der ihn Kathinka's Besonnenheit rettet. Es ist nur zu beklagen, daß der Verfasser nicht gewußt hat, für jene Gefahr zu interessiren, so daß denn auch die Rettung nicht eben die tiefste Theilnahme erregt. Die Geschichte selbst versteht das besser.

Die Idee, manche bedeutende Verhältnisse in dem Leben Peters des Großen auf die Bühne zu bringen, ist allerdings nicht zu misbilligen, und jene drei großen Begebenheiten sind recht gut dazu gewählt worden. Leider aber ist hier weder ein historisches noch poetisches Gemälde geliefert, sondern ein verfehltes und verwischtes Etwas, das sich russisch nennt, weil es russische Namen aufzuweisen hat, welches denn doch nicht wohl genügen kann. Es ist nicht hinreichend, die Geschichte Peters durch den oberflächlichen Voltaire eingenommen zu haben, nicht hinreichend, mit einigen grellen Pinselstrichen jenes wenig begriffene moderne Nordland zu schildern: es muß eine klare und tiefe Einsicht voran gehen, damit ein reines, Leben athmendes Bild entstehen könne. Was hätte dann aus allen diesen Schauspielen werden können! was, um nur Ein Beispiel anzuführen, aus der wohlgemeinten aber ganz farblosen Scene, in welcher Peter I. und Karl XII. zusammen auftreten! —

Noch tiefer stehen die späteren Schauspiele Kratters: „Eginhard und Emma,“ und die „Sklavin aus Surinam,“ die in der That eine so seltene Widerwärtigkeit bekunden, daß man sich recht eilig davon abwendet.

§. 148.

Emanuel Schikaneder. Es gehört keine besondere Scharfsichtigkeit dazu, um in diesem Schriftsteller eine große Menge von Ungebührlichkeiten, Rohheiten und seltsam komischen Reimen anzuerkennen. Zweckmäßiger dürfte es sein, einmal den Spieß umzukehren, und zu fragen, woher es wohl komme, daß einige seiner Opern ein so ungemeines, fast beispielloses Aufsehen und Interesse in Deutschland erregt haben, ein Beifall, der sich auch in Frankreich, wenn gleich nur nach verjüngtem Maaßstabe, geäußert hat. Wenn wir nämlich die Oper als das wahrhafte Land der Romantik betrachten, so möchten wohl wenige Werke anzutreffen sein, die in jenem Lande so ganz einheimisch wären, als Schikaneders Zauberflöte. Sei es, daß er es durch bewußtloses Talent wie durch einen Zufall traf, oder daß eine höhere Klarheit ihn leitete, die man ihm gewöhnlich (und wohl mit Recht) nicht zuzutrauen pflegt; genug daß er wirklich den einen und rechten Punkt getroffen. Schon Herder, der oft fast überstrenge, räumt ihm in seiner Adrastea etwas Aehnliches ein, und Goethe hat bekanntlich eine Fortsetzung jenes Werkes begonnen, woraus klar genug hervorgeht, wie werth ihm dasselbe sein müsse. Es lohnt des-

halb sehr die Mühe, jene Oper genauer zu betrachten, deren Charakter sich als derbe und rohe Freiheit nach allen Seiten hin beurkundet.

Man hat von dem Text der Zauberflöte sehr mannigfaltige und seltsame Auslegungen versucht, die als Uebungen des Scharfsinns nicht übel sein mögen; zum Theil aber auch, mit Beiseitsetzung aller dieser Auslegungen, die ganze Oper als das bizarrste Gemisch von Albernheiten, und alle jene milden Kritiken, und um so mehr, wenn sie geistreich waren, durchaus verworfen, weil, wie man meinte, bei dergleichen Versen, die fast nur aus schwülstigem Unsinn oder gemeinen Fadaisen bestehen, an gar nichts Geistreiches zu denken sei. Die Gutmüthigern stimmten dahin, daß man, des allen ungeachtet, an diesem wunderlichen Wirrwarr sich nicht übel ergötze, und zuweilen wohl gar von ganzem Herzen lachen müsse, welches denn doch immer einigen Dank verdiene, besonders in unseren Zeiten, wo man bei manchem Stück, das sich gar keck für ein Lustspiel ausgebe, auch bei dem besten Willen nicht zum Lachen gelangen könne. Dort sehe man doch ein gewisses lebendiges Leben, hier aber sehe man meistens eine solche zahme Demuth, daß einem unheimlich zu Muthe werde, und man nicht selten in Versuchung

komme, wenn die Leute von ihren Nahrungssorgen redeten, in die Tasche zu fassen, und vom Parterre aus eine milde Gabe hinüber zu reichen, weil man bei dergleichen Stücken gar zu leicht vergesse, daß doch alles nur — schöner Schein sei.

§. 149.

In der That liegt der Reiz jener Oper nicht allein in der Musik, indem wir deren vollendete Vortrefflichkeit bei der bloßen Aufführung in einem Concerte nicht so vollständig genießen, als selbst bei einer nur mäßig guten Aufführung der Oper selbst. Und was ist es denn nun, das uns bei diesem Werk so entschieden anzieht? Unmöglich können es die schlechten Reime sein, die den Verfasser fast tückisch verfolgen, oder die platten Späße des Papageno, oder die noch platteren und leider sogar weiberhassenden Gemeinsprüche des Sarastro, oder die Inkonsequenz des Tamino u. s. w. Jene Ergötzung liegt in der Anschauung der nicht ohne Kühnheit und Kraft hingeworfenen Umrisse des Ganzen, die uns gleichsam einladen, sie mit kräftigern und anmuthigern Figuren zu erfüllen, als die sind, welche die unsichere Feder des Verfassers auf gut Glück hinwarf. Denn Absichtslosigkeit ist allerdings das Schicksal, das über diesem Stücke

schwebt. Allein gerade durch diese Absichtslosigkeit ist denn auch dem Zuschauer die Freiheit in die Hand gegeben, mit Lust zu deuten, die schwankenden Formen, und aus den wenigen glücklicher gediehenen Keimen eine neue Schöpfung spielend selbst hervor zu rufen. Auf diese Weise ließe sich denn auch der steife Dialog ganz leicht geschmeidig machen, den Versen die Härte benehmen, manche Plattitüde würde zum Epigramm werden, und die moralischen Gesänge würden eine Ahndung vom Erhabenen bekommen. Tamino's unbeholfene Sentimentalität würde eben durch ihre Wunderlichkeit interessant werden, und sein Verhältniß zu der ein wenig feisten Naivetät des Papageno fast eine Ahndung von Poesie bekommen. Ueberhaupt ist es nicht zu läugnen, daß in diesem letztern Verhältnisse, auch ohne jene angedeutete Metamorphose, etwas Anziehendes liege, das kein ganz prosaischer Geist würde haben bilden können, indem es wohl gar zuweilen an die so unnachahmlich erfundene Verbindung Don Quixote's und Sancho's erinnern dürfte. Erinnern, sag' ich, denn daß hier auch nicht die entfernteste Vergleichung des beschränkten und verworrenen Sch. mit dem vollendet klar und poetisch ausgebildeten Spanier statt finden könne, braucht

wohl kaum bemerkt zu werden. — Daß die Königin der Nacht mit einigem Anstand und vielem Pathos fait von der Erhabenheit zu machen strebt, ist gar nicht übel gedacht, wenn gleich diese Erhabenheit nicht eben dynamisch, sondern mathematisch sein dürfte. Sie imponirt nämlich durch ihre Ausdehnung und formlose Verworrenheit, deren einzelne Punkte man nicht zählen kann, welches sich aber um so besser macht, je mehr Klarheit und Durchsichtigkeit in der theophilanthropischen Aufklärung des Sarastro, ihres Gegensatzes, zu finden ist. Diese Aufklärungssucht, einzeln genommen, kann ihn zwar nicht anders als langweilig machen, allein in dem Verhältniß zu den andern Personen, die ihn meistens, ohne es zu wissen und zu wollen, parodiren, nimmt sie sich recht wacker aus, und verfehlt den bezweckten komischen Eindruck keinesweges. Die Priester, deren Oberer er ist, machen ihm gleichfalls nicht wenig Ehre, da sie wohl zu wissen scheinen, welch eine schwierige Sache es ist, sich aus der Nacht des dichterischen Aberglaubens hervorzuarbeiten, und wie sauer man es sich muß werden lassen, ehe man sich ein klein wenig erleuchtet fühlt. Nur begreift man nicht, wie diese unmaaßen modernen Naturen sich mit der Anbetung der Isis befas-

sen können, da sie doch, wie billig, alle Mystik verbannen, und statt dergleichen Possen in dem heiligen Hain vorzunehmen, sich lieber zu der Herausgabe irgend einer theophilanthropischen Monatsschrift anschicken sollten, die Papageno nachher, zum köstlichsten Divertissement aller noch ergötzbaren Zuhörer, ein wenig persifliren könnte. Da nun aber durch diesen geheimnißvollen Götzendienst jene Charaktere gleichsam wieder aufgehoben und zerstört worden, so läßt diese seltsame Idee des Verfassers wieder manche Muthmaßungen zu, in denen ich meinen Lesern nicht vorgreifen mag.

§. 150.

Hier dürfen auch die Genien nicht vergessen werden, da sie bei ihrer drolligten Gutmüthigkeit eine kleine gutmüthige Erwähnung wohl verdienen möchten. Es sind recht wackere, brave Jungen; nicht eben flüchtige fantastische Wesen, mit denen sich hier auch nichts anfangen ließe. Sie lassen sich den Tamino, die Pamina und den Papageno wohl angelegen sein: dem Ersteren geben sie gute Lehren, was sonst ihre Art nicht ist, obgleich auch sie der Aufklärung sehr gewogen sind, und viele Freude daran haben, daß nun der Aberglaube bald schwinden und der weise Mann siegen werde; die zweite retten sie

vom Selbstmorde, indem sie versichern, daß ihr Jüngling vor Gram vergehen würde, sollte er dies gefährliche Manövre mit ansehen, dem dritten entreißen sie sogar den Strick, zu dem er in der Perturbation seines Gemüths gegriffen hatte; äußern aber dabei den niederschlagenden Satz: „man lebe nur einmal.“ Die Hauptsache aber ist: Sie bringen Essen und Trinken; hier erblicken wir den Gipfel ihres humanen Charakters und des Stücks. Sie sehen es ein, daß die armen Pilger, die noch so manche harte Prüfung bestehen, ja sogar, der Veränderung wegen, einmal durch Feuer und Wasser gehen sollen, Kraft und Stärkung nöthig haben; deshalb versorgen sie sie denn auch, wie routinirte Brownische Aerzte, mit Fleisch und Wein. Freilich genießt Tamino, wie ein unartiger Kranker, nichts von dem allen, allein dafür ergeht es ihm denn auch bei weitem schlimmer als dem Papageno, der doch in der That über das Ganze durch seinen Spaß die Oberhand behält. Jenem kommt indeß auch seine prinzliche Vornehmheit (die ihn leider dem Scherze unzugänglich macht) zu Hülfe; ja ihm müssen sogar Freunde und Feinde dienen, indem selbst die Flöte der nächtlichen Königin ihm auch dann noch Nutzen

bringt, wenn er bereits mit dem Tageskönige vertraut worden ist.

§. 151.

Noch verdient bei Sarastro das Summuum seines prosaischen Sinnes bemerkt zu werden, sein Weiberhaß, der sich an dem unmilden Gemeinplatze labt: „Ein Mann muß euer Führer sein; denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten." Wie aber oft der erhitzte Schüler den Meister noch übertrifft, so auch Tamino, der, nicht ohne consistente Plattheit, in Beziehung auf die drei nächtlichen Damen, den Spruch fallen läßt: „Ein Weiser prüft und achtet nicht was der gemeine Pöbel spricht," worauf vielleicht nicht unbillig die gewichtige Antwort hätte folgen sollen, welche die Königin Elisabeth einst dem Grafen Essex ertheilte. Es ist nicht zu verkennen, daß S. hiebei, wenn auch bewußtlos, einige satirische Streiche gegen seinen eigenen Helden geführt habe.

So wie Papageno eine Art von Truffaldin werden sollte, wovon er wenigstens einigen nicht übeln Beischmack hat, so scheint es mit dem Mohren Monostatos auf einen Pantalon oder Brighella angelegt gewesen zu sein, doch ist diese Absicht nicht eben zur glücklichen Erscheinung gekommen. Man könnte sagen, er sei im ästhetischen

Backofen plötzlich umgeschlagen, oder, in einem andern betrübten Gleichnisse, in der romantischen Jahrbühne ein wenig verkocht worden, so daß auch das einzige Individuelle in ihm, seine africanische Liebe, sich ziemlich unangenehm macht *).

Wie man aber von so manchem mit Müh und Noth zusammengearbeiteten Schauspiel nur sagen kann, es habe interessante Einzelnheiten, so nicht von jener Oper, die eben durch die Umrisse des Ganzen anzieht, und durch ihr Ganzes erfreut, während manches Einzelne gar nicht sonderlich ausgefallen ist. Und so ist denn Mozart des höchsten Lobes würdig, daß er gerade diesen Text gewählt, um ihn durch seine tiefsinnig heitere Zaubermusik zu verklären.

Aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg seiner ersten Oper, hat S. hinterher noch einige andere geschrieben, unter denen: „der Spiegel von Arkadien" wegen des unendlich wunderlichen, fantastisch-tollen Schöpfungsmythus, der hier

*) Man vergleiche: „Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion" S. 143 ff.; wobei zu gleicher Zeit erwähnt werden muß, daß diese Bemerkungen über S. und die Zauberflöte bereits im Jahre 1802 geschrieben worden sind.

hier auf die Bühne gebracht ward, genannt zu werden verdient; so wie auch wohl: „Der Tyroler Wastel," der sich trotz einiger oder vieler unmäßiger Plattheiten beliebt genug gemacht hat, da er neben jenen auch einige wahrhaft lustige Scenen aufweisen kann.

So oft aber S. die Poesie auf ihre eigne Hand hat wirken lassen und der Musik entbehren wollen, ist es ihm durchweg mislungen, weshalb hier denn auch seiner recitirenden Schauspiele nur in soweit gedacht wird, um zu bemerken, daß dergleichen von ihm vorhanden sind.

Vor etwa 10, 11, oder 12 Jahren kündigte S. seine Selbstbiographie an, und zwar in einem so treuherzigen Tone, daß es wohl billig schien, sich auf die Erscheinung derselben ein wenig zu freuen. Da ferner zu vermuthen war, daß sein bewegtes Leben, als Schauspieler und Schauspieldirektor, manche der Mittheilung würdige Resultate bieten werde, so darf man allerdings bedauern, daß, trotz jener Ankündigung, die Biographie bis heute noch nicht erschienen ist.

§. 152.

Klamer Schmidt. Es würde schwer zu begreifen sein, wie dieser Dichter zu einem bedeutenden Grade von Celebrität gekommen ist, wenn wir nicht wenigstens einen Grund in ei-

ner gewissen gutmüthigen Passivität oder einer passiven Gemüthlichkeit des deutschen Publikums finden dürften. Man möchte behaupten, daß ein Jeglicher, der nur das Talent eines leichten Reimes und die Geduld hat, zwanzig bis dreißig Jahre hinter einander Gedichte in Taschenbücher zu liefern, zuletzt nothwendig ein berühmter und großer Mann werden müsse. Hat er noch dazu mehrere rüstig schreibende Freunde, an die er zuweilen Gedichte richtet, und die ihn mitunter wieder nennen, so ist sein Glück gemacht, und die Unsterblichkeit wird ihm sichtbar in die Hände gegeben. Also hat es sich auch mit dem obengenannten Kl. Schmidt zugetragen, den man noch immer hie und da in Reisebeschreibungen, Lehrbüchern der Aesthetik und vermischten Schriften, als einen recht ausgezeichneten Dichter anführt, ohne daß irgend Jemand erfahren kann, wo denn eigentlich ein wahrhaft gelungenes Gedicht von ihm anzutreffen sei. Der Vf. dieser Schrift hat gewiß recht eifrig danach gesucht, ist aber nicht so glücklich gewesen, ein solches bei ihm aufzutreiben, doch erinnert er sich an eins, das ihn wenigstens für den Moment angesprochen hat. Es führt die Aufschrift: „An mein Euphon."

Auf einer wenig fruchtbaren Herbstflur erfreuen wir uns auch eines einzelnen Wiesenblüm-

chens, und es ist die Pflicht des Literaturhistorikers, darauf hinzudeuten.

Was die Herausgabe der Klopstockschen Briefe betrifft, über welche bekanntlich von Seiten der Familie des edeln Todten Beschwerde geführt worden, so ist sie ohne Zweifel den Neugierigen höchst willkommen gewesen; ob sie aber den Beifall der Tieferschenden erhalten, möchte zu bezweifeln sein.

§. 153.

Friedrich Wilhelm Großmann. Die Deutschen freuten sich gar sehr, in ihm einen neuen dramatischen Dichter auftreten zu sehen, der so recht natürlich und populär schreibe, und dabei doch Lessings Dramaturgie studiert habe, welches letztere man wenigstens vermuthen müsse, da er jenes Werk so oft im Munde führe. In der That hatte G. eine gewisse Gattung von leicht beweglichem Talent, die Lieblingsthemata des größern Theils des deutschen Publikums zu erspähen und zu seinem Vortheile zu benutzen. In der Oper „Adelheid von Veltheim" war das sinnliche Vergnügen als die Haupttendenz wenigstens nicht verschleiert, und eine gewisse Ironie mit der ausländischen Sprache, nicht ohne Gelingen geblieben. Goethe hat die Arie „Monseigneur voyez nos larmes, laissez vous

donc attendrir" in seinem „Triumph der Empfindsamkeit" von neuem, und wie es scheint, nicht ohne Liebe gegeben.

In dem Lustspiele „Henriette, oder: Sie ist schon verheirathet" wurde der mit Recht ersehnte Nationalstolz als wirklich vorhanden betrachtet, und insonderheit dem militärischen Stolze überaus geschmeichelt. Man vergaß gern den Mangel jeder künstlerischen Beziehung, und nahm selbst mit dem roh gezeichneten Stolze, und der nicht minder rohen Polemik vorlieb.

Zum vollendeten Lieblingsdichter der Deutschen machte ihn endlich das Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln," in welchem sowohl die ökonomisch moralische, als die polemisch politische Absicht gegen den deutschen Adel, des größern Publikums öffentliche und geheime Herzensmeinung klar genug aussprach, so daß man ihm selbst eine gewisse Grausamkeit verzieh, mit der er jene Zwecke durchzusetzen strebte. Es giebt wenige Schauspiele, die so tief auf die Stimmung des Publikums gewirkt haben, als dieses, an welchem in der That zwei Drittheile der Deutschen gleichsam mitgeschrieben zu haben glauben durften. Es gab manche Unterrichtsanstalten, in denen man es, damit auch die Jugend es nie aus den Augen verliere, Jahr aus Jahr

ein in das Französische übersetzen ließ, und nur Kotzebuen ist es gelungen, Dramen zu liefern, die nicht minder oder wohl gar noch mehr gefallen haben, als jenes.

§. 154.

Großmanns letzte literarische Handlung war ein Act der Dankbarkeit gegen Lessing, dem er allerdings recht viel verdankte. Zwar kannte er ihn nur als dramatischen Dichter und Kritiker, und verkannte ihn in allen übrigen Hinsichten, doch war auch diese einseitige Kenntniß schon hinreichend, um ihn zu ehren. Er erklärte deshalb dem vaterländischen Publikum, es sei heilige Pflicht, dem geistreichen Abgeschiedenen ein Denkmal zu errichten, und wurde wegen dieser patriotischen Idee mit Recht gar sehr gerühmt. Als es aber endlich an dem war, daß man die Beiträge, welche denn doch zu besagtem Monument vor allen Dingen erfordert wurden, einliefern sollte, siehe da wiederholte es sich wie geschrieben steht: Es hatte einer einen Ochsen zu kaufen, der andere ein Weib zu nehmen u. s. w. Es kamen so wenig nahmhafte Summen ein, daß man unmöglich davon ein Denkmal für Lessingen errichten konnte; eher vielleicht eines für ein gewisses sichtbares Germanien, bei dessen Anblick man nur durch das im tiefsten Herzen an-

geschaute und erkannte edle Deutschland sich trösten und beruhigen kann und soll. In fröhlicher Stimmung darf man auch wohl das ganze Unternehmen für ein Epigramm halten, das ja eben, nach der Erklärung mancher Theoretiker, eine in nichts aufgelößte Erwartung darstellen soll.

Was G. in der letzteren Zeit seines nicht glücklichen Lebens, wo er sich zu unseliger Politik und zu noch unseligerer Irreligiosität herabließ, als Schauspieler und Schriftsteller versuchte, möge hier nicht berührt werden, da der Gedanke daran keinesweges erfreulich ist. Schon manches Talent ist auf diese Weise untergegangen, weil es das Heilige anzutasten wagte, indem es dadurch selbst zu einem schlechten, matt verhallenden Scherze werden mußte.

§. 155.

Heinrich Zschokke. Es gab eine Zeit, wo sich fast sämtliche deutsche Dichter ordentlich verschworen zu haben schienen, bei ihren Schauspielen nicht auf die Bühne Rücksicht zu nehmen, und seltsam genug war es gerade die Zeit, wo die Deutschen eine ganz besondere Liebe für die Freuden des Theaters äußerten. Zwar thaten Kotzebue und Iffland alles ihnen Mögliche, um für das geistige Bedürfniß des Tages zu sorgen; indessen konnten die Schultern zweier

Männer doch nicht alles tragen, und man sah sich oft betrübt nach Hülfe um. Wohl mancher deutsche Dichter wurde damals durch die bittenden Blicke des Publikums gerührt, aber es fand sich eben keiner, der den rechten Ton getroffen hätte, und mit dem bloßen guten Willen war wenig geholfen. In dieser Zeit reichte uns Zschokke seinen Abellino, einen großen Banditen, bei dessen Unthaten selbst der Gallerie die Haut schauderte, der aber als Flodoardo von Florenz wieder ein höchst edler und zarter Mann war, so daß auch die feineren Nerven in den Logen und im Parquet eine genügende Ergötzlichkeit finden konnten. Es war von ungemeiner Wirkung, daß die meisten Monologen des Banditen mit dem sich selbst gleichsam anstaunenden, oder vor sich selbst erschreckenden Ausruf: „O Abellino, Abellino," endeten, während gleich darauf Flodoardos Reden wie in einem Honigmeer von süßer Liebe schwammen. Eine nicht minder glückliche Wirkung machte die Unterredung zwischen dem Dogen und dem Banditen, in welcher der letztere den trefflichen Fürsten sehr rauh anfährt und gar zu erschießen droht, während dieser, dem sanftmüthigsten Kritiker gleich, fast von nichts redet als von den großen Talenten, welche Abellino von dem Himmel empfan-

gen habe, und nur beklagt, daß er dieselben nicht eben zum Nutzen der Menschheit anwende. So war auch der Schluß des Stücks überaus rührend, wenn gleich ein wenig angreifend, und es hat wohl nur wenige harte Herzen gegeben, die es nicht erfreuet hätte, wenn endlich der große Bandit die Nichte des Dogen als Braut nach Hause führt.

§. 156.

Durch einen so glänzenden Erfolg sah sich Z. veranlaßt, noch mehr dergleichen zu schreiben; indessen so günstig auch das Publikum für ihn gesinnt war, so mußte es sich doch gestehen, daß es nur Einen solchen Banditen in der Welt giebt, und daß derselbe dem Verfasser fast zu viele Kraft genommen habe. Die folgenden Dramen desselben mußten sich deshalb ein wenig kümmerlich behelfen, und obwohl man es recht artig, oder wenn man lieber will, höchst tragisch fand, daß sich im „Julius von Sassen" ein verführtes Mädchen nicht ohne entsetzliche Reden und Geräusch erschießt, und der Verführer hinterher verrückt auftritt, so vermißte man doch hier die Verschwörungen, die Banditen, die Gondeln und den St. Marcusplatz; fast vergessend, daß dergleichen doch nun einmal nicht in allen Schauspielen vorkommen kann. Er-

heblicher schon war der Eindruck, welchen die „Zauberin Sidonia" hervorbrachte, denn hier tritt gleich zu Anfang der Tyrann Hugo, von unsäglicher innerer Langenweile geplagt, auf die Bühne, ein bedenklicher Charakter, von dem man sich wenig Ersprießliches versprechen darf. Man betriegt sich auch keinesweges, denn gar bald darauf sehen wir ihn Gift fordern für seine zarte Gattin, deren er leider überdrüssig geworden ist. Zwar täuscht ihn der Arzt durch ein zweckmäßiges Schlafpulver, doch wird dem Tyrannen, wie billig, die Verrücktheit nicht erlassen, die man bekanntlich so gern auf dem Theater sich aussprechen hört. Nimmt man nun ferner die Zauberin selbst, deren höchster Zauber vielleicht darin besteht, ohne etwas Zauberisches zu zaubern, den zarten und sinnlichen Cynthio, nebst dem überaus boshaften Abt, der gar, auf den Knien liegend, eine etwas unanständige Liebeserklärung stammelt, mit der er aber natürlich sehr übel ankommt, so kann man sich eine Vorstellung von dem Beifalle machen, dessen dieses Stück sich einst zu erfreuen hatte. Dennoch — man verstatte die Wiederholung — war es doch immer kein Abellino, der fast aller Herzen gewonnen hatte: ein Umstand, der dem jüngeren Dichter den Satz einzuschärfen scheint,

ein wenig ökonomisch zu sein im Ausspenden der Vortrefflichkeit, damit man nicht hinterher den Kummer habe, sich selbst sinken zu sehn; es müßte denn sein, daß man die Aussicht hätte — gleich darauf mit Tode abzugehen, in welchem Falle man sogleich ohne Schaden das Allerbeste hinreichen kann.

§. 157.

Auch Romane haben wir von Z., deren bloße Titel schon eine schauerliche Stimmung erwecken, denn was ließe sich Fröhliches erwarten von den „schwarzen Brüdern," und den „Männern der Finsterniß," in deren Gesellschaft er uns führt? Dennoch scheint der Preis der Genialität nicht diesen Büchertiteln, sondern einem andern zugehören, der sich auf die originalste Weise mit einem Gedankenstriche anfängt. Nach diesem Gedankenstriche folgt dann endlich der wahre Titel, der in gedrängter Kürze den Inhalt des Buchs angiebt: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichts," so daß es fast scheint, als sei es nun eben nicht mehr nöthig, das Buch selbst zu lesen, es müßte sonst der trefflichen Form wegen sein.

Es kann befremden, daß ein so feierlich gestimmter Geist, in späteren Jahren sich auch zur

Scherzhaftigkeit herabgelassen habe; doch verhält es sich in der That also. Indessen muß man ihm nachsagen, daß er die Späße nicht aus eignen Mitteln hervorbrachte, sondern den guten alten Moliere zu Hülfe nahm, dessen Lustspiele und Possen er frei bearbeitete, und zwar dermaßen frei, daß von dem was man sonst an M. zu schätzen und zu lieben gewohnt ist, wenig mehr übrig blieb. Dadurch aber hat Zschokke Ersatz zu geben gesucht durch allerlei satirische Beziehungen, die aber — es ist denn doch wohl vonnöthen, mit einigem Ernst zu schließen — so über alle Gebühr fade und platt gerathen sind, daß selbst die Leute da unten keine sonderliche Freude daran gehabt haben, obwohl sie den guten Willen erkannten, ihnen zu gefallen.

In den letzten Jahren hat sich Z. auf die Geschichte, und, da dieselbe ihm nicht genügend erschien, auf die vermischten Wissenschaften gelegt, so daß es den Anschein hat, er werde wohl schwerlich jemals wieder etwas Poetisches liefern.

§. 158.

Max Roller, jetzt vergessen, doch in den neunziger Jahren nicht unberühmt, denn es gelang ihm, eine beträchtliche Menge von Herzen im Parterre und in den Logen zu rühren. Er erreichte dies durch zwei Schauspiele: „Der

Graf von Santavecchia" und „die Dichterfamilie." In dem erstern war das damalige Gespräch des Tages: Aufklärung im Conflict mit dem natürlichen Hange zum Wunderbaren, nebst dem Grafen Cagliostro und den ihn begleitenden Geistererscheinungen, auf die Bühne gebracht, und da das gespenstische Wesen nicht wenig herabgesetzt wurde, die Aufklärung aber ihr besonderes Lob erhielt, so konnte die Wirkung nicht ausbleiben. Bei dem zweiten Schauspiele mußte man freilich bemerken, daß der Vf. von dem Leben eines Dichters nichts weiter erkannt, oder wenigstens zur Sprache gebracht hatte, als die Armuth, die dasselbe meistens begleitet. Es ließen sich deshalb der Thränen viele, Auspfändungen, Gerichtsdiener, Hunger, Kummer u. s. w. anbringen, und da dies noch nicht hinreichend schien, um das Publikum mit Sicherheit zu entzünden, so wurde auch ein entsetzlicher Vaterfluch zu Hülfe genommen, dem Niemand widerstehen konnte. Wohl aber bedenkend, daß der Mensch nicht immer gerührt sein und weinen kann, war der Vf. auch für einen Lustigmacher in seinem Schauspiel besorgt, und verlieh dies Amt einem sehr ruchlosen Nachdrucker, der es allerdings versuchte, zu ergötzen; — vielleicht sogar selbst den-

jenigen Theil des Publikums, welcher, der Sparsamkeit wegen, nur Nachdruck zu kaufen pflegt.

Außer den genannten zwei Dramen hat Max Roller nichts geschrieben; was allerdings zu bewundern ist, da der erste Schritt nicht bloß den zweiten, sondern auch den dritten, vierten, zwanzigsten, achtzigsten u. s. w. zu veranlassen pflegt. So wenig nun aber auch jene Schauspiele für gelungen gelten können, und so verkehrt die Tendenz des Ganzen ist, so möchte dennoch, um mancher einzelnen Scene voll wahrhaften, nicht erlernten oder nachgemachten Gefühls, R's gänzliches Abtreten von der Bühne, zu bedauern sein. Er ist so ganz verschollen, daß ich nicht einmal mit Bestimmtheit habe herausbringen können, ob er noch lebe, und wie sein wahrer Name laute.

§. 159.

Bretzner. Der Roman, den wir von ihm erhalten haben: „Geschichte eines Lüderlichen," nach Hogarth, ist ehedem nicht selten gerühmt worden, doch können wir leider in diese Lobpreisungen nicht einstimmen, indem das Unkünstlerische in der Form, so wie in der ganzen Tendenz, zu sehr in die Augen leuchtet. Als Lustspielverfertiger hat er einen nicht geringen Namen erworben; doch freilich nur zu einer Zeit, wo man zum Theil in das Gelag hinein pro-

ducirte und eben durch dieses rasche und blinde Hinarbeiten, Talent oder gar Genialität zu beurkunden glaubte. Es ist schwer zu sagen, ob man ihm zu viel Ehre erweist, wenn man ihn mit dem Mahler von Ubeda vergleicht, der durch den Don Quixote bekannt geworden ist, da dessen Werke wohl schwerlich nach Deutschland gekommen sind. Jener Mahler gab, wie uns Cervantes erzählt, wenn man ihn fragte was er arbeite, stets die vergnüglich sorglose Antwort: „Was daraus wird," und hier, in Hinsicht dieser Unsicherheit, dürfte sich allerdings ein Berührungspunkt zwischen ihm und Bretzner ergeben. Die Charaktere, welche B. darstellt, sind nicht etwa bloß durch Zufälligkeit roh und platt geworden; ein Umstand, der sich wohl bei manchem jungen Anfänger ereignen kann, der nach Bildung strebt, dennoch oft genug, von der wie eine schwere Cavallerie hervorbrechenden Roheit überrascht und gestört wird. Sondern es scheint bei B. alles mit Besonnenheit angelegt, und jene Plattheit im „Räuschgen," „Felix und Hannchen," der „argwöhnische Liebhaber," „Eheprokurator" u. s. w. ist vielleicht als ein nothwendiges Requisit des Lustspiels und mithin als eine Schönheit von ihm betrachtet worden. In neuern Zeiten, wo das Publikum be-

kanntlich zu höherer Zartheit gediehen ist, hat man jene Comödien fast ohne Ausnahme zu einer ewigen Verbannung in die litterarische Polterkammer verwiesen, und höchstens geht jener mistrauische Liebhaber mit beschnittenen Flügeln noch einmal im Jahr über die Bretter der deutschen Schaubühne hinweg.

§. 160.

Bretzner zeigte einen nicht geringen Eifer für die deutsche Oper und Operette, ein Streben, das allerdings recht sehr zu loben sein würde, wenn die Kraft nur einigermaßen mit dem guten Willen Hand in Hand gegangen wäre. Da die Deutschen aber in Hinsicht der genannten Dichtungsgattung fast gar keine Wahl haben, sondern vorlieb nehmen müssen mit dem, was eben da ist, so fand man sich aufgelegt, ihm selbst für die mangelhaften Sachen zu danken, die er geben konnte. Sein „Irrwisch oder das wüthende Heer," sein „Apfeldieb," sind ehedem beliebt gewesen, besonders um jener Bravourarien willen, die fast nur aus Rouladen und Trillern bestehen, und bei denen die angestrengte Stimme der Sängerin, an jene hüpfenden Geister in einem arabischen Mährchen erinnert, welche auf der Spitze einer Nähnadel tanzen müssen.

Ein anderes ist es mit der „Entführung aus

dem Serail," die ohne Musik nur einer schlechten Lehmhütte gleicht; durch Mozarts Kunst aber zu einem herrlichen Feenpalast umgewandelt worden ist. Durch ihn blühet hier die tiefe und zarte Neigung des Abendlandes neben der farbig leuchtenden Pracht des Orients, die glühende Leidenschaft und Eifersucht neben dem gaukelnden Scherz und der gelassenen Lebensfreudigkeit, und in dem letzten Duett ist selbst der Tod zu einem festlich schönen Triumphgesange geworden, der doch in seiner Festlichkeit wieder so milde ist, und so rührend sanft das Heiligste in dem menschlichen Gemüthe löset. Mit einem Wort: Wir haben hier eine Oper erhalten, die wir mit stolzer Freudigkeit und inniger Ueberzeugung Shakspears Romeo und Julie gleich setzen dürfen.

Bretzner freilich ist allerdings an allem diesem Herrlichen gar sehr unschuldig, und hat nichts weiter gegeben als das herkömmlich Mittelmäßige und Rohe. Dennoch wollen wir ihm selbst die wahrscheinlich bewußtlose Ironie gegen seinen Bassa, den er als ungeliebten Liebhaber stets in Prosa reden und n i e s i n g e n läßt, als etwas Gelungenes anrechnen; obwohl es nicht zu läugnen ist, daß dieses Gelungene — eine zweckmäßig fortdauernde Apostopese — ohne sonder-

liche

liche Schwierigkeit zu erreichen war. Der entgegengesetzte Fehler hätte ungleich größere Anstrengungen gekostet und vielleicht ist er nur um deswillen vermieden worden.

§. 161.

Friedrich Schlenkert. Auch dieser Schriftsteller wählte die große deutsche Ritterzeit zum Gegenstande seiner Darstellung, wohl wissend, daß es wenigstens nicht das schlimmste Zeichen der schwächern Zeit sei, wenn sie sich gern im Spiegel der stärkern betrachtet. Das Schlimmste war, daß er selbst von jener Periode keine sonderliche Kenntniß an sich gebracht hatte, so wie gleichfalls sehr betrübt, daß er jenes Wenige nicht reinlich und kräftig darzustellen vermochte. Man muß es ihm nachsagen, daß er sich fast immer sehr interessante Zeiten, und Fürsten von reichhaltigem farbigem Leben, für seine Bücher aussuchte, als da sind: Wiprecht, Graf von Groizsch, Friedrich mit der gebissenen Wange, der vierte Heinrich, Rudolph von Habsburg u. s. w. Aber auch die interessantesten Männer, und ihr an Handlungen und Begebenheiten überströmendes Leben war ihm noch lange nicht anziehend genug, und, im ewigen Streit mit der Geschichte, setzte er zu und ließ weg, nach Gefallen, wodurch er denn, wie billig, fast alles

verdarb. Am erträglichsten hat ihm noch der gebissene Friedrich ausgeholfen, da es allerdings Scenen in seinem Leben giebt, die nicht wohl ganz verdorben werden können. Wir meinen z. B. die, wo ihm seine unglückliche Mutter in der verletzenden Abschiedsstunde, die Wange blutig küsst, oder wie er im männlichen Alter, von Feinden heftig verfolgt, in Verhältnissen wo jede Secunde wichtig war, mit seinen Rittern einen Kreis schließt um die Amme, die seinen kleinen Sohn trägt, und ausruft: „Mein Kind soll trinken und wenn ganz Thüringer-Land darüber verloren ginge." Doch versteht es sich von selbst, daß es unendlich besser gewesen wäre, solche Scenen bloß aus irgend einer alten treuherzigen Chronik abzuschreiben, die ihm selbst geholfen haben würde bei Auftritten, die er gar nicht begriff, z. B. bei der Schwermuth, die ein altes Deutsches Schauspiel von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen *) in ihm erregte, eine schmerzliche Gefühlsabspannung, die mit dem Tode endete. Von der durchaus unwürdigen Weise, wie hier rein historische Charaktere z. B. Adolf von Nassau, Albrecht von Oestreich u. s. w.

*) Das älteste deutsche Schauspiel, von dem wir Nachricht haben.

und Weltbegebenheiten wie die Schlacht bei Lukkau behandelt worden, ist es wohl besser gänzlich zu schweigen.

§. 162.

Lustiger ist es schon mitanzusehen, wie sich diesem etwas beschränkten Autor der Charakter der Italiener, der Päpste, und der Geistlichkeit des Mittelalters im allgemeinen abgespiegelt hat. Sie sind fast alle durch die Bank unsägliche Bösewichte, und haben eben deshalb bei ihm fast immer schon a priori Unrecht, sie mögen nun auch unternehmen was sie wollen. Mit einer wahren Lust sind deshalb Gregor dem siebenten sämmtliche nur irgend aufzutreibende Fetzen von Bosheit umgehängt worden, die sich denn auch in dem ganzen feindlichen Verhältniß zu dem Kaiser Heinrich, so wie in dem freundlichen zur Pfalzgräfin Mathilde ohne Scheu ausspricht. Was treue Chroniken und spätere geistreiche Schriftsteller über Gregor und dessen Wesen und Wollen vorgebracht haben, wird von dem Verfasser verschwiegen, oder ist ihm wohl gar gänzlich unbekannt geblieben.

Zu diesen Mängeln gesellt sich noch die unglückliche dialogische Form, in welche S. seine Helden und Heldinnen gegossen hat. Eine Menge Personen kommen zusammen, und sprechen no-

ben einander (man darf billig nicht sagen zu einander) weitläufig hin, je breiter je besser, ohne Kraft und Saft, und scheinen sämmtlich in irgend einer mittelmäßigen Schule der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Sprache gelernt zu haben. Erinnerte nicht zuweilen der befiederte Helmbusch und die Rüstung, von der denn doch zuweilen die Rede sein muß, an das Mittelalter, so würden wir glauben müssen, es seien aus gewöhnlichen Zeiten noch gewöhnlichere Menschen aufgetreten, und unterhielten sich herkömmlicher Weise.

Was Schlenkerts Schriften in einer gewissen Zeit demungeachtet einigen Beifall verschafft hat, ist theils in dem ungesicherten Geschmacke der größeren Hälfte der Lesewelt, theils in dem Umstande zu suchen, daß man doch selbst die bloßen Namen Kaisers Friedrich, des Habsburgers Rudolph u. s. w. lieber hört, als die der nothleidenden halbverhungerten modernen Familien, die eine andere Gattung der damaligen Schriftsteller so häufig aufstellete. Wie sehr übrigens jene verzerrte Weise, die Geschichte zu behandeln, dem wahren und ernsten Studium derselben, besonders bei unreifen Knaben und Halbjünglingen geschadet habe, ist schon oftmals von ernsten Recensenten auseinander gesetzt wor-

den, und es ist deshalb nicht vonnöthen, dieses betrübte Lied von neuem anzustimmen.

In späteren Jahren hat sich S. fast ganz vom litterarischen Schauplatz zurückgezogen, was in der That zu bedauern ist, indem ein kräftigeres Streben in reiferen Jahren die ästhetischen Fehler seiner Jugend hätte wieder gut machen und in Vergessenheit bringen können.

§. 163.

Friedrich von Oertel. Es ist nicht zu läugnen, daß gar manche schriftstellerische Thätigkeit sich auf nichts weiter gründe, als auf die Begierde, sich gedruckt zu sehen. Das Heilige und Mystische, das den ewigen Lettern beiwohnt, hat allerdings auch etwas so entschieden Erfreuliches, daß es selbst bei mittelmäßigen Geistern, und auf der andern Seite auch bei reinsittlichen Charakteren, die sich sonst nichts Zweckwidriges und Unerlaubtes verstatten würden, eine besondere Neigung, oder, wie man wohl noch treffender sagen möchte, eine krankhafte Lüsternheit erwekken mag. So hatte z. B. der oben genannte Schriftsteller dem Publikum im eigentlichsten Sinne des Wortes wenig oder gar nichts zu sagen, und dennoch schrieb er ununterbrochen fort bis ans Ende seines Lebens. Da er aber wohl einsah, daß das Produciren aus eignen

Mitteln mit ganz besondern Schwierigkeiten verbunden sei, und er ferner mit seltener, höchst löblicher Bescheidenheit, sich selbst das produktive Talent in höherem Sinne absprach, so blieb ihm fast kein anderer Ausweg übrig, als zu übersetzen. Das wäre nun, wenn es mit geläutertem Geschmacke geschehen, mancher Ehre werth gewesen, allein dem war leider nicht also, sondern es scheint, als habe Oertel fast alles übersetzt, was ihm vor die Hand gekommen: Schlechtes, Mittelmäßiges und erträglich Gutes. Was sollen uns die Erzählungen aus Canterbury (von Henriette Lee), oder das Schloß Ankerwick, oder des Geheimnisses Kind Cölina, oder Ethelwine, die durch den Beisatz, sie sei denn doch ein Fräulein aus Westmoreland gewesen, gewiß nicht anziehender wird, oder das Grab, der Mönch, der Nachtbesuch, Ormond, Paul und andere Personen und Sachen dieser Art? Man darf mit der größten Ruhe versichern, daß die Deutschen dergleichen Bücher schon bei Dutzenden aus eigner Macht erzeugt, und deshalb eben nicht vonnöthen haben, nach der Fremde hinüber zu schauen. Oder lernt man etwa das Englische und Französische nur, um hinterher durch Uebersetzungen mittelmäßiger Schriften zu zeigen, daß man das Honorar nicht um-

sonst ausgezahlt habe? Sollte man nicht fast wünschen, daß die besseren Sprachmeister, wenn sie ihre Schüler entließen, dem, welchem sie nicht ein ganz besonderes Talent und gereiftes Urtheil zutrauen dürften, zuvor erst das Wort abnähmen, das Gelernte nicht also zu misbrauchen? — Der Vorschlag hat freilich seine Schwierigkeiten.

Indessen producirte Oertel auch zuweilen aus eignem Geiste, doch leider ohne Glück. Sein Diethelm ist eine betrübte Nachahmung der Vossischen Luise und des Goethischen Herrmann, in Hexametern abgefaßt, die man selbst mit mittelmäßiger Prose, wenn sie nur unbefangen wäre, gern vertauschen würde. Seine Novelle: „Der Blumenpfad," hat einen der betrübtesten Fehler, vor dem der Novellendichter nicht genug sich wehren kann: Die Süßlichkeit, an Fadheit streifend.

§. 164.

Mit ihm zu nennen als unermüdlicher Uebersetzer ist: N. P. Stampell, doch dürfte dieser noch schärfern Tadel verdienen, da er fast nur französische Romane übersetzte, und zwar mitunter solche, die selbst in Frankreich längst als verfehlt anerkannt worden waren. Fast nur ein einziges Mal traf er eine glückliche Wahl, als er nämlich zu Chamfort überging, und die-

sen höchst witzigen Schriftsteller, wenigstens theilweise, den Deutschen zeigte. Indessen kann eine solche Uebersetzung nicht genügen, da, wie es scheint, nur eben so viel Fleiß auf dieselbe gewandt worden ist, als auf jede andere, die es mit irgend einem Alltags-Schriftsteller zu thun hatte. Wozu überhaupt, so mag man wohl fragen, die Uebersetzung eines Schriftstellers, den Jeder, dem es um die Kenntniß eines in seiner Art und Nationalität klassischen Schriftstellers zu thun ist, in der Ursprache lesen muß, wenn er den unverkümmerten Genuß haben will?

Was Stampell Eignes geliefert hat, ist ganz bedeutungslos, worüber besonders das Taschenbuch Aglaja hinlängliche und betrübte Auskunft geben kann.

§. 165.

Valerius Wilhelm Neubeck. Wir besitzen von ihm nur ein einziges größeres Gedicht, und zwar von der beschreibenden Gattung: „Die Gesundbrunnen,“ in welchem der Dichter, der zugleich Arzt ist, eine schöne Fülle von klarer Erkenntniß der Natur und liebender Sorgfalt für die Menschen, an den Tag gelegt hat. Es besteht aus vier Gesängen, deren erster sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweite mit den vornehmsten, welche Deutschland besitzt,

der dritte und vierte mit rein menschlichen und ärztlichen Vorschriften für die den Brunnen Genießenden beschäftigt. Es kann dem ersten Blicke des oberflächlichen Beschauers scheinen, als eigne sich ein solcher Gegenstand der Poesie nicht an, doch abgerechnet, daß einen solchen schon mehrere griechische und römische Dichter, die sich nicht selten mit wahrer Lust nach einem bei weitem mehr widerstrebenden Stoffe umsahen und ihn meist glücklich beherrschten, widerlegen können, sollte wenigstens der vielbesprochene Martin Opitz hinreichend bekannt sein, um zu wissen, mit welcher Gemüthserhebung der ehrwürdige Altvater seinen Vesuvius und Zlatna behandelt hat.

Es ist höchst erfreulich zu sehen, mit welcher Kraft und Ueberlegenheit Neubeck die besonders im ersten Gesange gar sehr bedeutenden Schwierigkeiten des Stoffs überwunden hat, in solchem Maaße, daß wir selbst das glückliche Ringen nicht einmal mehr gewahr werden, sondern gleich der Sieg selbst sich uns vor die Augen stellt.

§. 166.

Der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges (sagt der geistreiche Rec. des Werks in der A. L. Z. 1796) ist durch eine kühne, aber erlaubte Dichtung ganz ins Wunderbare und

Epische hinüber gespielt. Nach der kurzen, in eine lobpreisende Begrüßung der Hygiea, als seiner Muse, verwebten Ankündigung, wendet sich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei seinem Geburtsort, Arnstadt in Thüringen, vorbeifließt, um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantische Gemälde des von ihr durchströmten Thales, und hierauf der Grotte, wo sie entspringt. Hier erscheint ihm die Göttin, und drückt in der Antwort auf seine Bitte:

Kühn, o Sterblicher, ist der Wunsch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erschaffener jemals
Wandelte; doch dir sei er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu schauen,
Aber den schönen Wunsch, hülfreich und tröstlich den Menschen,
Gleich den ewigen Göttern zu sein, erblick ich im Innern
Deiner unsterblichen Seele

die sittliche Stimmung des Dichters aus.

Dann folgt die Belehrung, woher überhaupt die Quellen den Reichthum ihrer Gewässer empfangen — das Reich der eisenhaltigen

Quellen. — Wie das Wasser von Eisentheilchen durchdrungen wird und dadurch eine stärkende Kraft gewinnt, durch ein liebliches Gleichniß erläutert. — Die fixe Luft verursacht das Brausen und Perlen der Mineralwasser. Loblied auf das Eisen, dessen mannigfaltiger Nutzen für den Krieg, Ackerbau, Compas u. s. w. geschildert wird. Heilkräfte des Eisens. Das Reich der Salze. Das Naturgesetz der Anziehung wird in seinem ganzen Umfange erklärt, und auf die Sympathie sittlicher Wesen angewandt. Darstellung der unterirdischen Flammenwelt der Vulkane, wo die schwefelhaltigen und warmen Quellen entstehen. Dankhymnus des Dichters an die Nymphe, die ihn geleitet. Schluß des ersten Gesangs."

Es würde zu weit führen, die andern Gesänge des genannten Gedichts, durch gleiches Eingehen in das Einzelne, zu würdigen; doch schien jene genaue Beschreibung des ersten Gesanges auch hier vonnöthen, um die Besonnenheit und Klarheit zu zeigen, mit der der Dichter sein beschriebenes Werk unternommen und ausgeführt hat, und um die Theilnahme der Deutschen für dasselbe von neuem zu erregen.

§. 167.

Overbeck. Er gehört zwar nicht zu jenen

eminenten Dichtern, die, unverändert durch die Zeit, die Zeit selbst verändert haben; aber er ist mit vollen Ehren jener wohl auch nur kleinen Zahl von deutschen Sängern beizugesellen, denen es gelingt, ihre reine Gesinnung und ein Gemüth, gleichmäßig gestimmt für milden Ernst so wie für milde Freude, in sanft tönenden und richtig gemessenen Worten auszusprechen. Mehrere dieser Gedichte sind auf eine entschiedene Weise für den Gesang berechnet, und scheinen sich gleichsam nach demselben zu sehnen, da sie ohne ihn nicht eigentlich vollständig sind. Einige der zarteren tragen den Gesang in der That schon in sich und bringen ihn mit, also daß der Componist nur die Worte in Noten zu übersetzen braucht, wodurch in den meisten andern Fällen die Aufgabe des Musikers wohl keinesweges genügend gelöst sein möchte.

Overbecks Poesien haben sowohl durch ihren freundlichen Inhalt als auch durch ihre Sangbarkeit mitwirken wollen, den deutschen Gesellschaften Ton und Gesang zu geben, und es ist ihnen auch nicht ganz mislungen, obwohl ein besseres und allgemeines Resultat erst noch von einer fröhlichern Zukunft zu erwarten sein möchte.

Overbecks Gedichte sind heut zu Tage fast vergessen: ein Geschick, das sie mit manchem

noch näher liegenden Trefflichen theilen. So viel mir bewußt, ist nicht einmal eine eigene Sammlung derselben erschienen, oder, wenn dies dennoch der Fall sein sollte, wenigstens in gegenwärtiger Zeit kaum mehr aufzutreiben. Wohl wäre es der Mühe werth, durch eine Auswahl der besseren Overbeckschen Poesien die Erinnerung an einen Dichter wieder zu erwecken, der, wenn er auch nur das Eine Gedicht gegeben hätte:

„Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel,
So viel banges Sehnen,
Das nicht laut sein will —"

bei den herzlichen Deutschen stets ein achtendes Andenken verdienen wird.

§. 168.

F. W. Schmidt, wegen der Mehrheit seiner Namensgenossen gewöhnlich nach seinem Wohnorte Werneuchen näher bezeichnet.

Es ist im Leben gewiß eine gar köstliche Sache um die Genügsamkeit, und sie kann zu einer reinen Tugend erhoben werden, wenn sie es bis zum entschiedenen Wohlgefallen und Behagen an sich selbst bringt. Ein anderes aber ist es, wenn sie, wie bei S., in die Poesie einschreitet, und auf einem Strohlager sich häuslich niederlassen will, dort wo nur Götter woh-

nen in Tempeln. S. hatte die nicht eben dichterische Bemerkung gemacht, daß die meisten Poeten, besonders wenn sie die Natur und das Landleben schildern, gewaltig übertreiben und von Schönheiten viel zu sagen wissen, die, wenn man früh nüchtern aus der Hausthür tritt, nicht eben zu finden sind. Er glaubte deshalb einen andern Weg einschlagen zu müssen, und mahlte die Sachen wie sie sind; aber er that dem Dinge zu wenig, und statt zu übertreiben, untertrieb er nun. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Mittelmark manches Sandland enthält, aber es giebt denn doch auch in ihr manche angenehme Parthien. Diese letzteren verschmäht er indessen fast immer, und führt die Leser nur auf sandigen Wegen spatzieren, wobei er, wenn es ihnen etwas sauer wird, eine gewisse schalkhafte Lust nicht verhehlen mag, meinend, das sei eben das Rechte. Die munteren Kinder, denen wohl ein freier grüner Spielplatz zu gönnen wäre, führt er fast grausam nur auf Ameisen- und andere noch schlimmere Hausen, und mit Vermeidung aller guten Wirthshäuser, deren es doch auch noch manche giebt, bringt er uns nur in solche, wo trocknes Brodt und saures Bier nicht sonderlich zum Genusse ladet. Nur ein einzigesmal (wenn ich nicht irre) wandelt ihn das Mitlei-

den an, und er spricht von dem angenehmen Duft des Eierkuchens, und labt uns in der Schluß-Terzine eines Sonettes mit einer Hand voll Heidelbeeren, die wenigstens etwas Kühlendes haben, das nach so unbequemen Spatziergängen recht wohlthätig ist.

Es scheint übrigens, als sei das Urtheil über S. bereits erschöpft durch Goethes Gedicht: „Die Musen und Grazien in der Mark,“ welches in der That ein recht vollendetes genannt zu werden verdient, und, außer dem gar unmilden Titel, auch nicht eine übertriebene Zeile enthält. Dennoch wolle man nicht vergessen, daß auch G. eben durch seine Parodie gezeigt hat, er halte S. für einen in seiner Art ausgezeichneten und merkwürdigen Autor. Und so ist es denn auch wirklich: denn nur ein unvollständiger Irrthum ist uninteressant zu nennen; ein vollständiger, so wie der, welcher die Schmidtischen Gedichte hervorbrachte, ist lehrreich und einer aufmerksamen Betrachtung werth.

§. 169.

Friedrich Bouterwek. Mit Uebergehung der philosophischen Werke dieses Schriftstellers, unter denen die Apodiktik wohl das charakteristischste, so wie „Paulus Septimins oder das letzte Geheimniß des Eleusinischen Priesters“

das schwächste sein dürfte, kann hier nur von den poetischen Schriften des Verfassers die Rede sein. Man wird sich vielleicht erinnern, daß der Graf Donamar, ein Roman in drei Theilen, einst recht berühmt war, bis endlich sein Scheinleben an den Tag gekommen, und er in seine Geringfügigkeit zusammen gesunken ist. Dennoch ist es mit jenem Scheinleben allerdings etwas recht Merkwürdiges, und wenn selbst das vortrefflichste Englische Zinn auch nimmermehr zu edelm Silber werden kann, so bleibt doch immer die Künstlichkeit, mit der es verarbeitet worden, der Betrachtung werth. Wir haben in jenem Roman einen Helden bekommen, der mit Welten schwanger geht, doch immer, wenn man meint, es werde nun endlich einmal das Bedeutende zum Durchbruch kommen, sich mit pretiösen Sentenzen abfindet, höchstens einmal in einigen Schlachten mitficht, und manche nicht eben außerordentliche Liebesabentheuer besteht. Wir finden hier ferner eine Buhlerin, von der man uns einreden will, sie sei außerordentlich fein gewesen; sieht man sie aber recht genau an, so findet man wohl, daß sie nach einem nicht ungewöhnlichen Romanenmodell gezeichnet worden ist, und keine Ansprüche machen darf, für eine wirkliche Person zu gelten. Ein ähnliches Misgeschick

schick bei der Zeichnung verderbter weiblicher Charaktere waltet über gar vielen deutschen Romandichtern, die gewöhnlich nie unbeholfner sind, als wenn sie sich recht fein benehmen wollen. Gehen sie auf Wahrheit aus, so fehlt ihnen, um diese psychologisch zu entwickeln, fast immer die Kenntniß der großen Welt und die Selbstanschauung jener Charaktere, die bekanntlich mit den engen Studierstuben der Gelehrten nur wenig zu thun haben; halten sie es mit dem Ideal, d. h. mit dem, was man so à l'ordinaire das Ideal nennt, so gerathen sie meistens in die reine Leere, oder in den entgegengesetzten Fehler: die bunte Fratzenhaftigkeit. —

§. 170.

Ferner erhalten wir in jenem Werke auch noch einen geheimnißvollen Charakter zu schauen, einen Revenant des Schillerschen Armeniers, der zuerst, mystisch und mystificirend zu gleicher Zeit, sich neue Bahnen gebrochen hatte, und allerdings mit genügender Kraft ausgerüstet worden war, um solches zu vermögen. Wie aber jedem deutschen Original fast immer eine Menge Nachahmer folgen, mit kleinen Taschenspiegeln bewaffnet, in denen sie die Strahlen jenes selbstständigen Genies auffangen wollen, so auch ganz besonders, als Schillers Geisterseher aufgetreten

war, ein Werk, das allerdings zu den ausgezeichnetsten Arbeiten des edeln, unvergeßlichen Deutschen gehört. Bei allen jenen Nachahmungen (San Giuliano im Donamar nicht ausgenommen) darf dem Leser gar wohl die gute Erzählung von Gellert: „Der Geheimnißvolle“ einfallen, in der es gleich anfangs heißt:

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Krispinens Haus,
Studirt beim Eintritt bald Krispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Da sich hoffen läßt, daß die folgenden Verse bekannt sind, so gebe ich hier nur den angenehmen Schluß des Gedichts:

Nachdem er den Krispin beschworen,
Das zu verschweigen was er sagt,
So flüstert er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Mehr als dieser Strephon haben die forcirten Mystiker, mit denen manche Romanschreiber den Armenier überbieten wollten, allerdings nicht zu sagen, und sie unterscheiden sich nur dadurch von dem Gellertschen Geheimnißvollen, daß sie noch bei weitem ernstere Anstalten machen, und die Schauer der Mitternacht und einiger Todtenköpfe zu Hülfe nehmen.

§. 171.

Wenn indessen der genannte Roman durch mancherlei pikante, choquante und abenteuerliche Scenen sein Leben fast ein ganzes Quinquennium fristete, so erlebte der zweite, ihm folgende: „Gustav und seine Brüder" das Misgeschick, daß fast niemand Notiz von ihm nahm. Es war des Verf. Absicht, in diesem Werk weniger die Phantasie als den Verstand in Anspruch zu nehmen, und durch genaue Entwickelung mancher psychologischen Probleme zu fesseln. Aber das ganze Buch hat durch jene stets durchscheinende halbphilosophische und moralische Tendenz etwas Aengstliches und Kaltes bekommen, das eben so wenig dem gebildeten, als dem nur nach Beschwichtigung des momentanen Lesebedürfnisses ausgehenden Publikum zusagen kann. Auch sind jene Probleme in den aufgestellten Charakteren keinesweges bedeutend genug, um dem tieferen Psychologen zu genügen, so wie der reine Kunstfreund das Unterschieben eines der Poesie fremdartigen Zweckes nicht wohl ertragen mag. —

Wenn die Modernen einräumen müssen, daß sie dem antiken Epos nur ihre gelungenen Romane mit Sicherheit entgegenstellen können, so ist es billig, in dieser Gattung der Poesie ganz besonders streng zu urtheilen, und sich weder

durch geglückte Einzelnheiten, noch durch einen erträglich geründeten Styl täuschen zu lassen. Bouterweck hat selbst das redliche Geständniß ausgesprochen, er sei kein Dichter: ein Wort, das man nicht so schnell vergessen sollte.

§. 172.

Ihm bleibt noch mancher Ruhm, der ihm nicht entrissen werden kann. Er ist ein fleißiger Litteraturhistoriker, ein Verdienst, das nicht angetastet werden möge, obwohl man gar sehr wünschen darf, daß er sich endlich einmal von einer gewissen engen und unfreien Kritik (die sich besonders bei der Beurtheilung Dante's und Shakspears sehr unangenehm ausspricht;) frei machen möchte. Er zeigt sich in seinen neueren Schriften als einen oft glücklichen Psychologen und Sittenlehrer, er giebt nicht selten gute und Ideen weckende Fragmente, und wir besitzen von ihm einige Epigramme, deren Schärfe und Kraft man selbst dann anerkennen muß, wenn man das Angegriffene in mancher Hinsicht in Schutz nehmen möchte. Als Belege dieses letzteren Urtheils sind seine „Novellen und Reflexionen, aus den Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar,“ „neue Vesta,“ „kleine Schriften zur Philosophie des

Lebens und zur Beförderung der Humanität,"
u. s. w. anzuführen.

§. 173.

(Nachtrag zu Seite 320.)

A. v. Hellwig (Gedichte). C. A. Böttiger (Entwickelung des Ifflandischen Spiels. Sehr gelehrte archäologische Schriften. Kritiken). Von Steigentesch (Erzählungen. Schauspiele). Rostorf (Dichtergarten). August Kuhn (der Freimüthige). F. W. Gubitz (Gedichte. Kritiken). Karl Stein (Erzählungen. Lustspiele). Beauregard Pandin (Novellen. Kritiken). Karoline Spazier (Briefe der Lespinasse. Urania, Taschenbuch. Uebers. der Briefe, Charaktere u. s. w. des Prinzen von Ligne). W. Bergius (Blätter von Aleph bis Kuph. Kleine Handreise. Blepsidemus). Karl Müchler (Gedichte. Anekdotenalmanache). Fr. Rambach (Schauspiele. Archiv der Zeit. Historische Romane. Kronos, Zeitschrift). Friedrike Brun (Reisebeschreibungen. Gedichte. Herausgabe der Briefe Johanns von Müller an Bonstetten). C. A. Fischer (Reisebeschreibungen. Gemälde von Madrid und Valencia). Althing (Höchst verwerfliche Romane voll niedriger Wollustscenen). Bürde (Operetten. Vermischte Gedichte). Theodor Körner (Knospen. Schauspiele noch ungedruckt,

doch bereits auf der Bühne erschienen). Fanny (Natalie). Wilhelmine Wilmar (Zauberbilder) u. s. w.

Es bedarf wohl des Zusatzes nicht, daß hier nicht immer Rangordnung hat beobachtet werden sollen, sondern daß die Meinung nur war, mehrere von den Schriftstellern zu nennen, die der Darsteller der ästhetischen Bemühungen der Deutschen während der Jahre 1795—1812, nicht vergessen darf.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhunderts

Bd.: 2. (1813)

Berlin 1813

P.o.germ. 651 a-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111545-7